BERLIN, AUGUST 1935 · II. JAHRGANG 8. FOLGE



PREIS 10 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT


SAMMELMAPPE

BERLIN, AUGUST 1935 · II. JAHRG. · 8. FOLGE



DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Aus dem Inhalt:

Geschichtliche Gedenktage

1\. 8. 1914 Beginn des Weltkrieges.
1929 (bis 4. 8.) Vierter Reichsparteitag der NSDAP zu Nürnberg.
2\. 8. 1809 Andreas Hofer ruft die Tiroler zum Freiheitskampf auf.
1934 Reichspräsident Generalfeldmarschall v. Hindenburg gestorben.
4\. 8. 1870 Sieg der Preußen und Bayern über die Franzosen bei Weißenburg.
5\. 8. 1809 Die Tiroler siegen am Stilfser Joch und bei Brixen über die Franzosen.
1915 Die Deutschen besetzen Warschau.
6\. 8. 1195 Heinrich der Löwe, der große Rebell gegen Süden, gestorben.
7\. 8. 1914 General Ludendorff erzwingt die Übergabe der Zitadelle von Lüttich.
9\. 8. 1896 Der Flugtechniker Otto Lilienthal gestorben.
11\. 8. 1778 Turnvater Friedrich Ludwig Jahn geboren.
1919 Die von dem Juden Preuß stammende „Verfassung" wird in der Nationalversammlung zu Weimar angenommen.
12\. 8. 1894 Albert Leo Schlageter geboren.
13\. 8. 1809 Sieg Andreas Hofers am Berge Isel.
1932 Adolf Hitler lehnt eine von v. Papen geleitete Regierung ab und fordert die Führung der Reichsregierung.
14\. 8. 1921 Der österreichische völkische Vorkämpfer Georg v. Schönerer gestorben.
16\. 8. 1870 Deutscher Sieg bei Vionville – Mars la Tour.
17\. 8. 1786 Friedrich der Große gestorben.
18\. 8. 1869 Pg. Ernst Graf zu Reventlow geboren.
1870 Schlacht bei Gravelotte – St. Privat.
1915 Deutsche Truppen unter General Litzmann erstürmen Kowno.
19\. 8. 1927 (bis 21. 8.) Dritter Reichsparteitag der NSDAP zu Nürnberg.
22\. 8. 1880 Der Dichter Gorch Fock geboren.
23\. 8. 1813 Schlacht bei Großbeeren.
1866 Friede zu Prag zwischen Österreich und Preußen.
25\. 8. 1758 Friedrich der Große siegt bei Zorndorf.
1900 Der Philosoph Friedrich Nietzsche gestorben.
1914 Deutscher Sieg bei Longwy.
1914 Kampf um Tsingtau.
26\. 8. 1806 In Braunau a. I. wird der Buchhändler Palm auf Befehl Napoleons erschossen.
1813 Sieg Blüchers über die Franzosen an der Katzbach.
Theodor Körner fällt bei Gadebusch.
1915 Eroberung von Brest-Litowsk.
27\. 8. 1914 Sieg bei Tannenberg.
1928 Unterzeichnung des „Kriegsächtungs"-(Kellogg)Paktes.
28\. 8. 1749 Johann Wolfgang v. Goethe geboren.
1916 Italien und Rumänien erklären Deutschland den Krieg.
29\. 8. 1866 Hermann Löns geboren.
1916 Hindenburg übernimmt mit Ludendorff die Führung der OHL.
1924 Annahme der Dawes-Pläne im Reichstag.
1931 Pg. Gauleiter P. Gemeinder gestorben.
31\. 8. 1933 (bis 3. 9.) Fünfter Reichsparteitag der NSDAP zu Nürnberg.



GEBOREN ALS DEUTSCHER, GELEBT ALS KÄMPFER, GEFALLEN ALS HELD, AUFERSTANDEN ALS VOLK.

AUGUST

AUGUST SCHAFFELD, Braunschweig 1. 8. 1932 / ALFRED RÜHMLING, Lübeck 2. 8. 1931 / KATHARINA GRÜNWALD, Lampertheim 3. 8. 1929 / ERICH JOHST, Lorch b. Bensheim 1929 / ADALBERT SCHWARZ, Wien 1930 / GÜNTHER WOLF, Beuthen O.S. 1930 / JOHANNES REIFEGERSTE, Streitwald i. Sa. 1932 / FRITZ SCHULZ, Berlin 1932 / KARL PAAS, Solingen 8. 8. 1930 / WERNER DÖLLE, Berlin 9. 8. 1925 / PAUL SCHOLPP, Stuttgart 14. 8. 1933 / HERBERT GROBE, Limbach i. Sa. 15. 8. 1931 / WILHELM KOZIOLLEK, Holsterhausen 1933 / HANS HOFFMANN, Berlin 17. 8. 1931 / HERBERT GATSCHKE, Berlin-Charlottenburg 29. 8. 1932

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU NUN LEBEN. VERGISS ES NIE – SOLDAT DER REVOLUTION.

SS

Kurt Jeserich:

Wieder wie 1914...?

Als vor 21 Jahren die großen Armeen Europas mobilisiert wurden zu einem Waffengang, von dem man hoffte, daß er Deutschland vernichten möge, kämpfte man gegen uns nicht nur mit Gewehren, Kanonen und Blockaden, sondern bediente sich auch einer besonders infamen „Waffe": Es war die Greuellüge von den deutschen „Hunnen", die raubend, brennend und mordend durch erobertes Land zogen, Frauen vergewaltigten und Kindern die Hände abhackten. Die öffentliche Meinung der Welt wurde damit systematisch vergiftet, und nur so war es möglich, daß „im Namen der Menschlichkeit, der Kultur und Zivilisation" eine rein machtpolitische Auseinandersetzung zu einem modernen Kreuzzug gegen das Land der „Barbaren" umgefälscht werden konnte. Der deutsche Soldat hat diese unsauberen Kampfmethoden damals bitterer empfunden als alle Opfer, die der Krieg ihm auferlegte.

Aber vier Jahre lang blieb dem Feinde der Sieg versagt. Erst als es ihm, Hand in Hand mit Volksverrätern gelang, die Revolte im Rücken der deutschen Gräben zu organisieren, streckte der feldgraue Kämpfer die Waffen.

Wir wissen heute, daß sowohl an den Greuelmärchen des Jahres 1914 als auch an dem Zusammenbruch 1918 und der daraus folgenden Elendszeit der Aufstände, der Inflation und der separatistischen Bestrebungen die Vertreter des überstaatlichen freimaurerisch-bolschewistischen Judentums und des politisierenden Katholizismus nicht unbeteiligt waren. Darum vollzog sich die Revolution Adolf Hitlers nicht nur ohne, sondern bewußt gegen alle Mächte, die ein Menschenalter hindurch immer wieder bewiesen hatten, daß sie die Einigung in einer neuen deutschen Idee um jeden Preis verhindern wollten.

Wenn jüdisch-bolschewistische Emigranten nach dem erprobten Muster von 1914 die Weltpresse gegen das Dritte Reich zu mobilisieren verstanden, so waren wir darüber nicht erstaunt, es hat uns auch nicht sonderlich erschüttert. In dem Bewußtsein, daß die zielklare Erfüllung unserer Aufgaben das Ausland endlich doch eines Besseren belehren wird, werten wir diese Betriebsamkeit „kritischer" Federn als letzte Zuckungen einer entlarvten, ihren Einfluß verlierenden Macht. Die Hoffnung auf Einsicht hat uns nicht betrogen. Der Handschlag englischer Frontkämpfer auf deutschem Boden ist uns Beweis dafür. Darüber hinaus aber wird allenthalben in der Welt eine neue und vernünftige Beurteilung der deutschen Entwicklung spürbar. Ein Ausgleich der Lebensinteressen europäischer Völker scheint sich anzubahnen.

In Anbetracht der politischen Ränkespiele dunkler Kräfte in den letzten 20 Jahren können wir es aber bei dieser Entwicklung nicht als einen bloßen Zufall betrachten, daß gerade jetzt im deutschen Volk ein künstlich geschürter religiöser Gewissenskonflikt zum Ausbruch kommt, der augenscheinlich erneut einen Keil in die vollzogene deutsche Einigung treiben soll, der aber ebenso geeignet ist, die friedliche Lösung außenpolitischer Fragen unter überstaatlichen Herrschaftsansprüchen zu begraben.

Im Jahre 1933 hat der politisierende Klerus durch die Selbstauflösung der Zentrumspartei eindeutig den Verzicht auf künftigen weltlich-politischen Einfluß zum Ausdruck gebracht. Die katholische Kirche hat im Konkordat erklärt, sich nur der Seelsorge der deutschen katholischen Bevölkerung zu widmen, die Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung zu achten und sich jeder Politik zu enthalten. Klare Grenzen waren also gezogen.

Bald aber begann sie der Klerus zu überschreiten. Das geschah zunächst durch Beeinflussungen und Sticheleien, dann durch Angriffe auf den „Mythus des XX. Jahrhunderts", auf das Sterilisationsgesetz und die Rassenpflege, dann folgten Beleidigungen, Provokationen, und schließlich

begann nach einem — so scheint es — raffiniert ausgeklügelten System von den Kanzeln herab, in den Beichtstühlen, durch Enzykliken und Hirtenbriefe, in Kirchenblättern und konfessionellen Vereinen ein planmäßiger Feldzug gegen die Weltanschauung des Nationalsozialismus, voll von Verleumdungen und Verdrehungen. Ein Echo jener Barbarenlüge von 1914! Diese Hetzkampagne wird genau wie damals „im Namen der Menschlichkeit, der Kultur und der Zivilisation" geführt. Man spricht offen von der Unterdrückung des Christentums und kann doch nicht einen einzigen Fall nennen, bei dem Staat oder Partei die von Politik freie Seelsorge unterbunden oder eingeengt hätten.

Die N.S.D.A.P. hat sich allerdings nur verpflichtet, positives Christentum zu schützen. Wir behaupten aber, daß die Tätigkeit vieler katholischer Geistlicher nicht nur im nationalsozialistischen, sondern auch im christlichen Sinne als absolut negativ zu bezeichnen ist. Die Tatsache, daß die Hetzer sich nicht scheuen, dabei Hand in Hand mit freimaurerischen, jüdischen und bolschewistischen Kreisen — auch des Auslandes — zu „arbeiten", beweist unsere Behauptung. Solcher Vergiftungsmethoden bedienen sich nur Hochverräter.

Man sollte meinen, daß die katholische Kirche mit uns der Überzeugung ist, daß Hochverräter in der Priesterkutte der christlichen Sache einen bedrohlich schlechten Dienst erweisen. Bisher ist uns aber noch nicht bekanntgeworden, daß die Kirche irgend etwas unternommen hätte, solchen Verbrechern das Handwerk zu legen. Vielmehr wettert ein politisierender Klerus heute immer wieder über eine heidnische Bedrohung. Ja, das zugkräftige und so oft mißbrauchte Wort „Christenverfolgung" ist in diesem Zusammenhang sogar schon gefallen. Zwei Tatsachen dienen der politisierenden Geistlichkeit dazu als Anlaß: Erstens hat der Nationalsozialismus die absolute und bedingungslose Glaubensfreiheit proklamiert, und — was offenbar schlimmer zu sein scheint — hat sich zum anderen unter dem Zeichen des Hakenkreuzes die deutsche Menschheit auf ihre blutgebundene nordische Charakterhaltung besonnen und in ihr eine jahrtausendalte Schöpferkraft wiedererkannt, die nicht nur die brutalen Einbrüche fremder Kultureinflüsse, sondern auch die Scheiterhaufen der Inquisition und der daraus entsprungenen und noch lange wirksam gewesenen Geistesherrschaft standhaft überdauert hat. Der deutsche Mensch fühlt sich durch sein Blut, das göttliche Kraft ihm verlieh, und das ihm darum heilig ist, mit seinem Volk verbunden. Für dieses Volk aber alles einzusetzen, erfordert unsere Weltanschauung, unser Glaube an die deutsche Zukunft! So gibt es nichts auf dieser Welt, was einem Deutschen heiliger sein könnte als die Nation!

Wenn aber die politisch interessierten Priester der katholischen Kirche, die doch Hüterin eines Überirdischen ist, das nicht in Nationen, sondern in den Begriffen von Fegefeuer und Himmelreich letzten Ausdruck findet, wenn diese Priester bereits eine Bedrohung in der oben erwähnten Tatsache erblicken, so taucht der Verdacht auf, daß es den besorgten Klerikern nicht so sehr um diese oder jene rassenpolitische oder geschichtliche Frage im Zusammenhang mit dem Seelenheil ihrer Schäflein zu tun ist, als vielmehr darum, daß sie infolge der Freiheit deutscher Seelenhaltung, die nach Gestaltung eines neuen Zeitalters ringt, zu der Schlußfolgerung kommen, daß damit auch eine aus dem Mittelalter stammende geistige Bevormundung deutscher Menschen ein für allemal vorüber ist. Damit schwindet für sie aber auch die Aussicht, in die möglichen Verständigungsabsichten der europäischen Völker ihre zwieträchtigen Skrupel zu streuen. Eifer und Interesse die sie bei der Ausübung ihres Amtes zeigen, sind also sehr stark von dieser Welt! Bei ihrer jetzigen Tätigkeit aber befinden sie sich in der zweifelhaften Gemeinschaft mit jüdischen Emigranten, mit romverneinenden Freimaurern und gottleugnenden Bolschewisten. Die Methoden ihrer Kampfesweise sind denen der ausländischen Hetzpresse, die aus einer von Juden provozierten Beunruhigung des Kurfürstendamms ein Pogrom schlimmsten Ausmaßes fabrizierte, so ähnlich gewesen, daß von Staats wegen gegen diese Mobilmachung wider das Deutschtum eingeschritten werden mußte. Dem Nationalsozialismus aber erwächst heute — neben dem Schutz des tatsächlich positiven Christentums — mehr denn je die Aufgabe, die deutschen Seelen stark zu machen in dem von keiner Menschenmacht zu erschütterndem Glauben, daß nicht Sündenelend und demütige Zerknirschung, sondern Ehre, Mut und Treue die Vorbedingungen sind für eine deutsche Ewigkeit!



Alfred Maderno

Germanischer Geist am Mittelmeer

Nahe der Grenze zwischen Italien, dem Kernstück des römischen Weltreiches, und Germanien, ragt das Grabmal des Wandalen Stilicho. Es steht in der ältesten Kirche Mailands, S. Ambrosius, der germanische Kunst des Mittelalters ihre heutige Gestalt gegeben und den altnordischen Sinn ihrer Zierweise verliehen hat. Dieses Grabmal, das im 6. Jahrhundert errichtet wurde, ragt aber auch an einer zeitlichen Grenze, die — ein wunderbares Beispiel der Kulturgeschichte — mit den Volkstumsgrenzen zusammenfällt, denn es steht am Ende des alten römischen Reiches und am Anfang des neuen, germanischen Italien.

Am Grabmal des Stilicho vollzieht sich der Übergang der antiken Kultur in die junge germanische. Stilicho stammte aus königlichem Geschlecht. Sein Vater war ein wandalischer Königssohn, der als Reitergeneral des Kaisers Valens im römischen Heer diente. Das war um die Mitte des 4. Jahrhunderts, als aus den germanischen Grenzgebieten am Rhein, aber auch in Südosteuropa, wo, im heutigen Südrußland, in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien, Ostgoten, Westgoten und Wandalen ansässig waren, germanische Edelinge in römische Dienste traten und den Reichsheeren in ihren Völkerschaften wertvolle Kampftruppen zuführten.

Vor allem das Oströmische Reich mit der Hauptstadt Konstantinopolis (Byzantium), das sich durch die Machtteilung unter den Söhnen und Nachfolgern Konstantins des Großen zu immer größerer staatlicher Selbständigkeit emporschwang und West-Rom nicht nur sehr bald in jeder Beziehung überlegen war, sondern es wortwörtlich bevormundete, ist ohne den starken germanischen Bestandteil in Heer und Diplomatie gar nicht zu denken. Wir müssen bei der Lage der Dinge, wie sie sich uns vor Beginn der sogenannten Völkerwanderung in diesem Raume darstellt, ein wenig länger verweilen. Denn aus diesem Raume heraus beginnt diese Wanderung; an Ost-Rom aber bleibt das Schicksal aller Germanenvölker irgendwie gebunden, soweit sie sich von der Donau und Theiß auch entfernen, um in Italien, in Südfrankreich (Südgallien) oder aber gar am westlichen Ende des Mittelmeerbeckens, in Spanien,

und selbst auf einem anderen Erdteil, in Nordafrika, neue, selbständige Reiche zu gründen.

Das ruhige nachbarliche Verhältnis Ost-Roms zu den germanischen Volksstämmen, die seit dem 2. Jahrhundert am Schwarzen Meer und an der unteren Donau ein friedliches und wohlhabendes Bauernleben führten, musterhaft ihre Äcker bestellten und Hervorragendes in der Pferdezucht leisteten, wurde aus keinem dieser Reiche, sondern von außen her gestört, durch das mongolische Reitervolk der Hunnen, die um 370 aus Asien hervorbrechen, zunächst auf die Alanen, dann auf Ostgoten und Westgoten stoßen und diesen Stämmen ihre Lebensmöglichkeit nehmen, indem sie sie von Haus und Hof vertreiben. Man muß sich vor Augen halten, was das für Völker bedeutete, die keine Nomaden waren, sondern auf der für die damalige Zeit natürlichen bäuerlichen Grundlage ihr Leben fortgesetzt hatten, wie sie es in der Urheimat an den Rändern der Ostsee einst geführt. Sie hatten ihre nordische Kultur, welche Wohnbauten und Handwerk jeder Art ebenso umfaßte wie kunstgewerbliche Beschäftigung in der Herstellung von Waffen und Schmuckgegenständen, um Kulturen bereichert, die sie in den neuen Wohnsitzen antrafen. Nun sollten hundert Jahre umsonst gelebt sein? Und dennoch blieb den Germanen nichts anderes übrig, als den Hunnen auszuweichen, wenn sie von ihnen nicht überrannt, von den Hufen ihrer Pferde nicht zerstampft werden wollten wie ihre Äcker.

Die Ostgoten stießen nach Westen vor, ins heutige Rumänien. Hier saßen die Westgoten, durch die Donau von den Römern getrennt. Der nördliche Flügel der Ostgoten drückt auf die Wandalen, die über das nördliche Ungarn hinweg bis nach Schlesien hinein wohnen. Ganz Südosteuropa ist auf einmal in Aufruhr und Bewegung. In allen Gesichtern malt sich Not und Entsetzen, das Gebot der Stunde heißt Kampf, Kampf ums nackte Leben, Kampf um den Bissen Brot!

Getreu bis in den Tod

Der Druck der Ostgoten auf die Westgoten hatte für das römische Reich die schwersten Folgen. Kaiser Valens war bereit, den Westgoten Thrazien zu öffnen. Den römischen Beamten des Kaisers dünkte es einfacher, die germanischen Führer zu einem Gastmahl zu bitten und sie dabei zu ermorden.

Die Westgoten haben sich nicht umbringen lassen; wohl aber haben sie den Römern eine Schlacht geliefert, die ihrem Kaiser das Leben kostete. Das war im Jahre 378. Valens' Nachfolger, Theodosius I., löste dessen Versprechen an die Goten ein. Unter seinen Augen erstarken später die Westgoten zu jenem Volk, das zu Beginn des 5. Jahrhunderts ein Alarich nach Italien führt.

Jetzt aber sind die Goten noch in römischem Dienst. Noch leisten sie Heeresfolge gegen und für die Mit-Kaiser des Theodosius, die sich um die Herrschaft über West-Rom balgen. In der Entscheidungsschlacht am Frigidus, in der Nähe von Görz, 394, kämpfen Alarich und Stilicho gegen den weströmischen Heerführer Arbogast, einen Germanen, Franken, der sich in den Besitz Galliens gesetzt hatte. Die Kaiser von West-Rom waren bereits Geschöpfe ihrer germanischen Feldherrn geworden; sie verdienten es nicht besser, denn ihre Macht bestand nur mehr in Mord. Stilicho mußte es selbst erfahren. Theodosius, der schon 395 starb, setzte ihn zum Reichsverweser in Italien ein, das er seinem minderjährigen Sohne Honorius gegeben hatte; in Ost-Rom regierte Arkadius, sein älterer Sohn. Der mächtigste Mann im Staate war Stilicho, der Wandale. Er hatte Serena, die Nichte und Adoptivtochter des Theodosius, zur Frau, und der kleine Kaiser Honorius war sein Mündel. So klein der weströmische Kaiser auch war — sein Reich war zum Schauplatz der Weltwende berufen. Die Germanen waren nirgends mehr zu halten. Stamm drängte hinter Stamm. Es gab nur ein Ziel: über die Grenzen des Imperium Romanum! Der Rhein ging mit Blut; Blut färbte die Felsen der Alpenpässe. Und gegen alle Germanen stand e i n Germane, Stilicho, dem der sterbende Theodosius Söhne und Reich anvertraut hatte: k e i n e m Römer! Seinem w a n d a l i s c h e n Generalissimus!

Wir dürfen uns den Blick nicht trüben lassen: Rom war nicht mehr Rom; die Germanen in römischen Diensten schützten, indem sie Rom noch verteidigten, bereits ihre eigene Heimat. Andere Germanen, noch jenseits der Grenzen, aber begierig, diese zu überschreiten, waren

nicht Verbündete, weil Stammesgenossen, sondern Feinde. Stilicho kämpfte und besiegte Alarich, er zerschmetterte Radageis, der mit den Ostgoten bis nach Florenz eingedrungen war. Er hatte, um sich solcher Gegner erwehren zu können, die Legionen vom Rhein abberufen müssen. Dort gingen jetzt Wandalen, Sueven und in ihrem Gefolge die nicht germanischen, aber germanisch gewillten Alanen über den Strom, hinein nach Gallien. Was römisch war, witterte Verrat. Aber der Haß gegen die Germanen wagte sich noch nicht offen hervor. Honorius' Eigendünkel, der allein die Römer zu führen vermochte, war noch nicht hoch genug ins Kraut geschossen. Stilicho war zudem sein Schwiegervater geworden.

Erst der Einfluß, den einer der Männer des Hofes, der griechische Asiate Olympius, auf den jungen Kaiser gewann, führte den Honorius in das Lager der Germanengegner. Stilicho verkannte die Wende der Dinge nicht. Sein Treueid verpflichtete ihn jedoch zum Schutz des Kaisers, nicht zum Aufstand wider ihn. Jetzt, da der, wenn auch unfähige Kaiser, sein Recht forderte, hätte Stilicho, um Herr zu bleiben, gegen Honorius vorgehen müssen. Mit dem Teil der Truppen, der zu ihm hielt, wäre es ein leichtes für ihn gewesen; Stilicho aber wies den Verrat von sich und opferte sich selbst. Er unternahm nichts, sich vor Honorius in Sicherheit zu bringen, den nichts, am allerwenigsten das Pflichtgefühl des Dankes, davon zurückhielt, Stilicho unschädlich zu machen.

Des Hochverrats angeklagt, wurde einer der besten Männer, das Vorbild germanischer Treue, am 23. August 408 zu Ravenna enthauptet. Die Vollstreckung des Todesurteils an Stilicho muß in der Geschichte jedoch als M o r d verzeichnet stehen.

Hundert Jahre später wurde ihm das Grabmal gesetzt, das heute in der ältesten Kirche Mailands steht. Kein anderer als der große Ostgote Theoderich kann den Auftrag dazu gegeben haben. Das Reliefbildnis des großen Wandalen könnte ebensogut einen vornehmen Römer darstellen. Die Steinmetzen aber, offenbar schon Germanenhände, die von den letzten Meistern der Antike geschult worden waren, umrahmten das Bild dieses Mannes und die darunter gesetzte Darstellung Christi und der zwölf Apostel mit einem Fries von Hakenkreuzen und Sonnenrädern, mit einem Spruchband also, das in der ältesten Sprache unseres Volkes zu uns redet.[1])

Rom ist tot

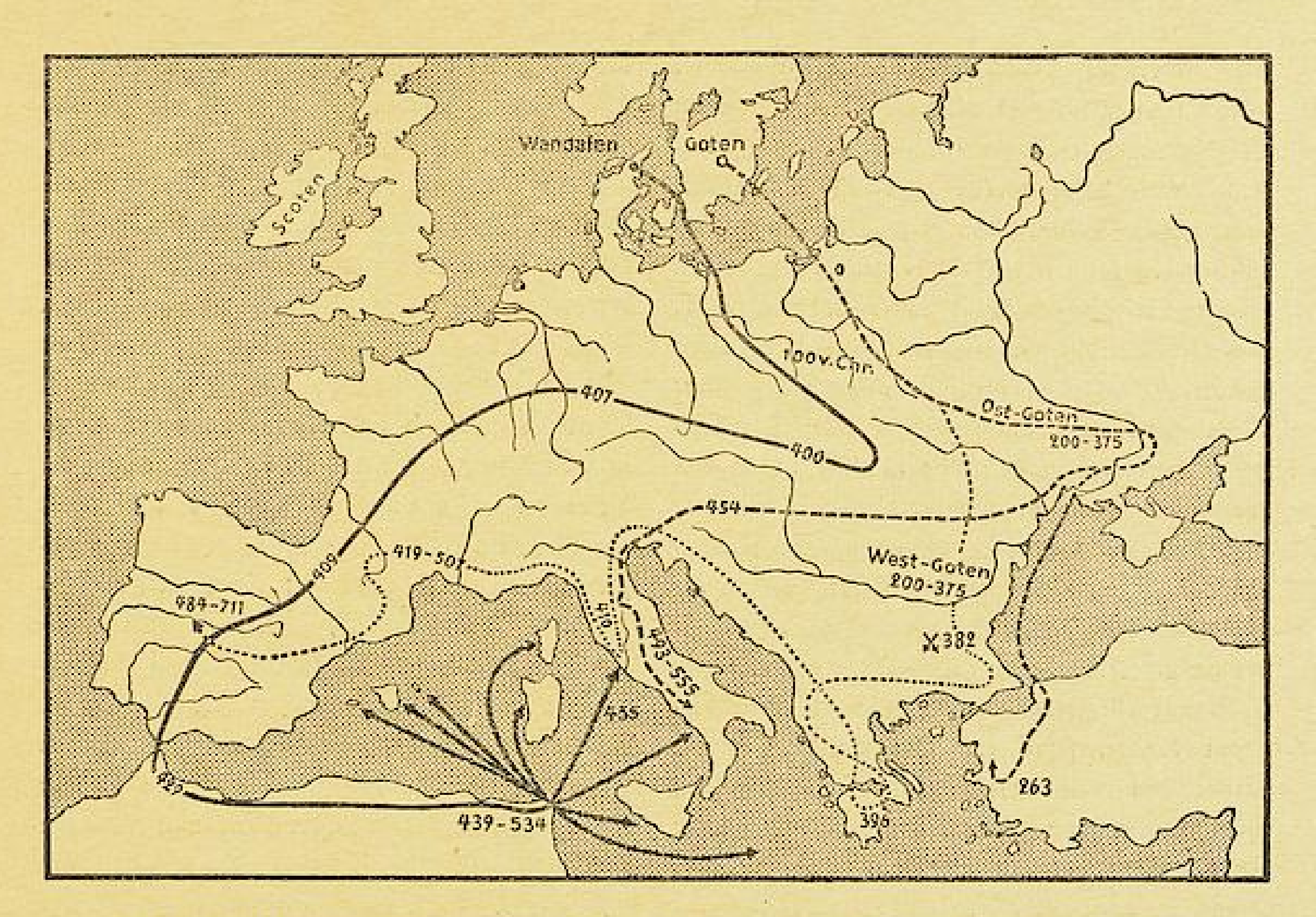
Die Todesstunde Stilichos war auch die Sterbestunde Roms. Was aber war in den hundert Jahren seit dem Tode des Wandalen geschehen? Das Chaos erscheint groß. Die Völker wandern! Aber auch dieser Vorgang, der in solchem Ausmaße nur einmal in der Weltgeschichte erscheint, war Naturgesetzen unterworfen. Gesetze zeichnen mit unerbittlicher Hand unverrückbare Straßen. Wir brauchen nur ihnen zu folgen, um nachzuerleben, wie nun im Bereiche der römischen Herrschaft am westlichen Mittelmeer die neuen Germanenreiche entstehen und — wieder versinken.[2])

Aus dem südöstlichen Völkerraum sehen wir zuerst die **Wandalen** hervorquellen. Wie immer, wenn Germanenstämme ihre Heimstätten verlassen mußten, weil der Boden sie alle nicht mehr zu ernähren vermochte, hatte auch bei den Wandalen über Bleiben und Wandern das Los entschieden. Ihr Stamm der Asdingen hatte damals seinen Wohnsitz im nördlichen Ungarn. Als ein Teil von ihnen unter ihrem König Godigisel seine Wanderung antrat, hatte der andere Stamm, die Silingen, seine Heimat Schlesien schon verlassen und war bis an den Main vorgedrungen. Hier vereinigten sich die Asdingen mit ihnen, und, gemeinsam mit Sueven und Alanen, setzten sie die Suche nach neuen Wohnsitzen fort.

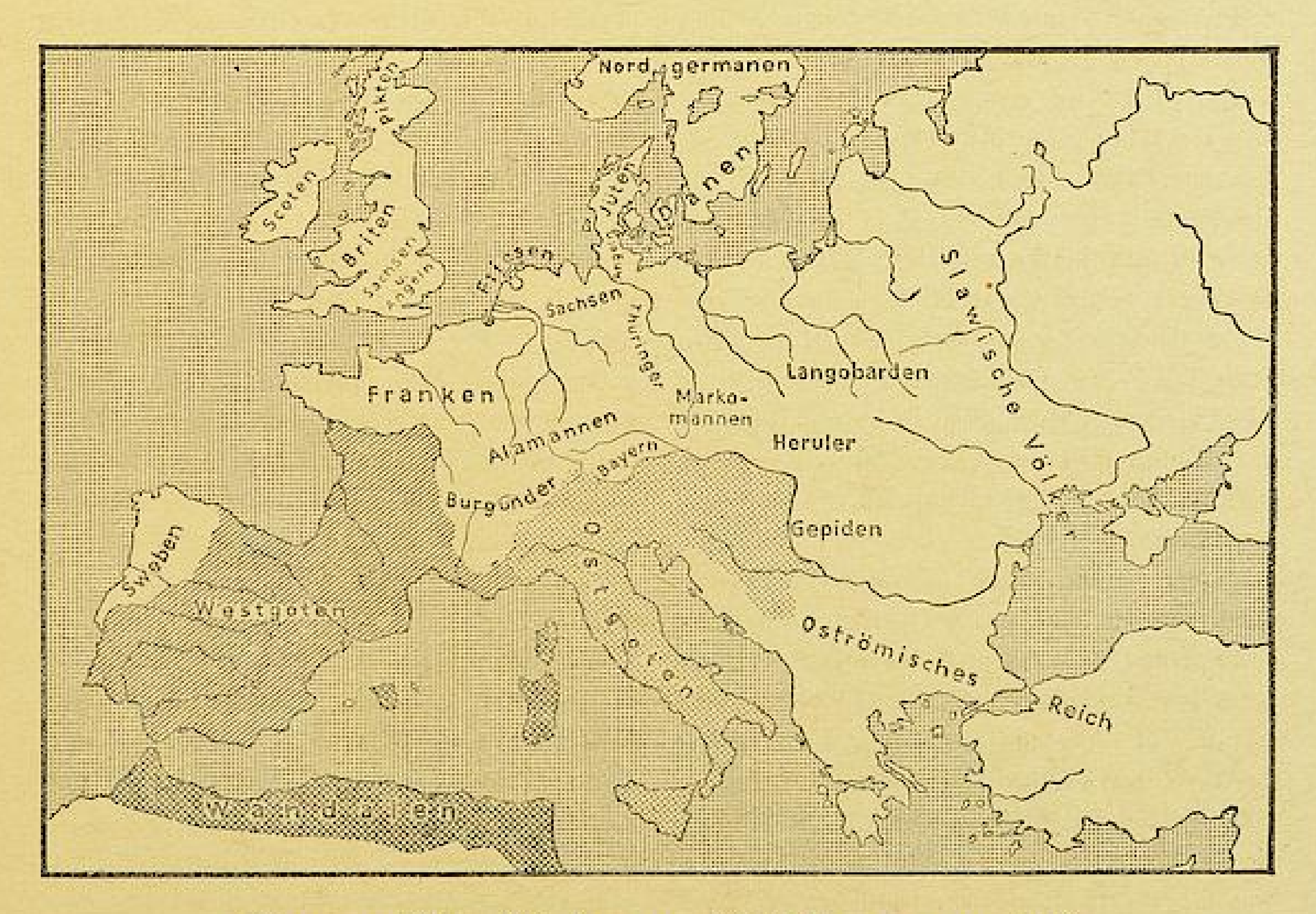
Der Zug ging nach Westen. Hier hielten die Franken die Wacht am Rhein. Godigisel fiel gegen sie in einer blutigen Schlacht, die von den Alanen zugunsten der Wandalen entschieden wurde. Dann führte Gunderich, Godigisels Sohn, die Stämme bei Mainz über den gefrorenen Strom. Es war am 31. Dezember 406. Drei Jahre später haben die Wandalen nach weiten Wanderungen durch Gallien (Frankreich), wo ihnen Römer und schon ansässige germanische Stämme jede Handbreit Erde mit dem Schwert verweigerten, schließlich das wilde Gebirge der Pyrenäen bezwungen; sie stehen nun in der römischen Provinz Spanien. Spanien

[1]) Siehe Bildbeilage.

[2]) Siehe Karte.



Die Völkerwanderung: Züge der Wandalen und Goten



Germanische Reiche am Mittelmeer um 500

war für die Wandalen nur ein Durchgangsland. Sie hatten wohl eine mächtige Gebirgskette im Rücken, aber die schützte sie nicht.

Rom setzte alles daran, einen Germanenstamm loszuwerden, der ihm noch immer gefährlich werden konnte, obwohl er gerade erst seinen Führer verloren hatte, die Westgoten. Alarich, den nach Stilichos Tod niemand mehr aufhalten konnte, in Italien einzufallen, hatte nicht nur Rom genommen, sondern auch alle Vorbereitungen getroffen, nach Afrika hinüberzusetzen, um die reichste römische Provinz, die Italien immer noch mit Nahrungsmitteln und wichtigen industriellen Erzeugnissen versorgte, die Italien nie hervorgebracht hatte, zu erobern. Die Schiffe der Westgoten wurden jedoch vom Sturm zerstört, und ehe Alarich das Unternehmen wiederholen konnte, starb er. Im Busento, einem kalabrischen Flüßchen, haben ihn seine Mannen nach germanischem Brauch bestattet, mit seinem Streitroß und reichen Schätzen.

Sein Nachfolger Athaulf räumte 410 Italien und besetzte in friedlicher Übereinkunft mit dem Kaiser Honorius das südliche Gallien. Sein Nachfolger Wallia gedachte in kühner Unternehmungslust, den Plan Alarichs wiederaufzunehmen. Der Kaiser wußte ihn aber von seinem Vorhaben abzubringen und hetzte die Westgoten den Wandalen in Spanien auf den Hals. Wallia vernichtet die Silingen, lichtet die Reihen der Asdingen, die sich daraufhin fester mit den Alanen zusammenschließen. Wandalen und Sueven werden auf das südöstliche und nordwestliche Spanien beschränkt, die Westgoten selbst aber versuchen von Cadiz aus den Übertritt nach Afrika. Auch ihre Flotte scheitert, und Wallia sieht sich gezwungen, nach Gallien zurückzukehren. Die Wiederholung des Germanenversuchs, sich Nordafrikas zu bemächtigen, veranlaßt die Römer, in Spanien ein Schiffsbauverbot zu erlassen und der einheimischen Bevölkerung zu untersagen, die „Barbaren" in der Kunst des Schiffbaus zu unterrichten. Seine eigene Flotte in den spanischen Häfen zu verstärken, daran dachte Rom nicht.

Diese Unvorsichtigkeit benutzten die Wandalen, die ihren Vorteil sofort erkannten, um sich, nach dem Abzug der Westgoten, selbst der römischen Schiffe zu bemächtigen. Es war die erste Tat Geiserichs, des Halbbruders Gunderichs, der sich unter dem Zwang der Verhältnisse aus einem Reitergeneral in einen Marineminister verwandelte.

Kein Germanenvolk vor den Wandalen und keins zu ihrer Zeit und später hatte den Seemachtgedanken so folgerichtig erfaßt und an den Anfang aller größeren Unternehmungen gestellt. Aus dieser Umstellung eines Volkes auf die zunächst gegebenen Bedürfnisse spricht die dem germanischen, ganz besonders aber dem deutschen Volke bis auf den heutigen Tag eigentümliche geistige Beweglichkeit und erfinderische Tatkraft, die einen ungewöhnlichen Willen zur Selbsterziehung in sich trägt. Man denke, ein berittenes Kriegsvolk, ein Reiterstamm schon in der nordungarischen Heimat, wirft sich im 25. Jahre seiner Wanderung auf die römischen Schiffe. Die Wandalen nehmen ihre Pferde mit an Bord und machen — die ersten Germanen — „Mittelmeerreisen", rund um Spanien, nach den Balearen, an die Küste von Mauretanien in Nordafrika. Es ist zwar nicht weit, aber Alarich ist nicht hinübergekommen, und auch Wallia sah nur die Trümmer seiner Schiffe schwimmen. Die erste wandalische Flotte steht unter dem Befehl eines Mannes, der einmal vom Pferde gefallen war, sich schwer verletzt hatte und seitdem hinkte: Geiserich!

Er hat auf diesen Fahrten viel gesehen und gehört. Und wenn er mit seinem Bruder, dem König Gunderich, über Staatsgeschäften zusammensaß, dann begann sich vom Hintergrund ihrer Unterhaltung immer deutlicher das Reich abzuzeichnen, das nur außerhalb Spaniens als des Wandalenvolkes neue Heimat aufzurichten war, ein Reich in Nordafrika!

Germanen vor Karthago

Im Jahre 429, ein Jahr nach Gunderichs Tod, führte Geiserich, nunmehr König, die Wandalen nach Afrika. Niemand darf von einem Abenteuer sprechen. Waghalsige Streiche unternimmt der einzelne; wer ein ganzes Volk in einen fremden Erdteil führt, weiß, daß er alles einsetzt, alles einsetzen muß, um auch alles zu gewinnen. Trotzdem bleibt diese Tat ohne Beispiel in der Geschichte. Volk und Heer der

Wandalen zählen zusammen nur etwa 80 000 Köpfe. Also noch keine 100 000 Menschen für ein Landgebiet, das am Ozean begann, unabsehbar weit nach Osten reichte, das von Gebirgen begleitet wurde, in denen fremde Völker hausten, und über das schließlich immer noch Rom das Zepter schwang!

Angeblich soll ein Streit zwischen dem militärischen Befehlshaber der Provinz Afrika, Bonifatius, und dem kaiserlichen Feldherrn Aetius — eine der üblichen Eifersüchteleien, an denen die römische Geschichte so reich ist — die Wandalen ins Land gerufen haben, als Bundesgenossen des Bonifatius. Diese Behauptung ist aber wohl nur eine römische Ausrede für den geringen Widerstand, den die Wandalen gefunden hatten. Nur weil es für den römischen Staat einen Zustand ungeheurer Schwäche zu bemänteln, *für die römische Kirche aber auf einen Glaubenskrieg hinzuweisen galt,*[3]) *ist gerade dieser Germanenzug mit Beschuldigungen gebrandmarkt worden,* die *sein Andenken in schimpflich-sprichwörtlichem Sinne nun schon 1500 Jahre und noch dazu in aller Welt bewahrt haben.* Dabei ist dieses von dem französischen Bischof Grégoire im 18. Jahrhundert geprägte Wort „*Wandalismus*" eine der großen Weltlügen, wie etwa die Kriegslügen des Jahres 1914 und die jüdischen Greuelmärchen von 1933.

Damals, im 5. Jahrhundert, gab es noch keinen Völkerbund, der für die Vernichtung von Menschenleben und Kulturwerten eine sittliche Formel zurechtlegte. Damals galt es für junge Völker die Schaffung einer neuen Welt, da eine verbrauchte Weltmacht sich zum Sterben anschickte. Aber auch *sie* hatte immer und überall, wo sie ihre Zeichen im unterworfenen Land aufrichtete, sich nur des *Schwertes* bedient und mit dem Schwert später auch die Wandalen ausgerottet.

Dieses Schwert half den Weströmern und den Byzantinern, den Oströmern, die *katholische Kirche* führen. Soweit die Germanen am Mittelmeer *Arianer* blieben, wurden sie vor allem um dieser ihrer *Glaubensrichtung* willen so erbittert bekämpft. In diesem Kampf begegneten sich staatliche und kirchliche Tendenzen, die beide die Abhängigkeit von Rom umfaßten. Der Arianismus — im Grunde nur ein religiöses Bekenntnis, das im Gegensatz zum Katholizismus die Wesensgleichheit Gott-Vaters und Gott-Sohnes ablehnt und den Vater über den Sohn stellt — gewinnt für die arianischen Germanen, für alle Stämme, die im Südosten Europas das Christentum angenommen hatten, also für Wandalen, Westgoten, Ostgoten, Langobarden, politische Bedeutung, da er Unabhängigkeit von Rom ist! Ein Germanenfürst kann keinen Herrn neben sich dulden, am allerwenigsten einen Herrn, der behauptet, es sei mit christlicher Gläubigkeit unvereinbar, das Schwert zu führen. *Dennoch aber hat gerade die Kirche später blutige Kriege zu führen verstanden!* Die Germanen des 5. Jahrhunderts konnten jedoch vom Schwert nicht lassen, wollten sie sich nicht selbst aufgeben. Schwerttreue bedeutete also Stammestreue, und damit stand und fiel die Existenz eines Volkes. Freilich waren diese neuen Völker der alten Welt mehr als unbequem, und kein Mittel war zu schlecht, sich ihrer zu erwehren und sie zu schädigen, sei es auch nur an ihrem Ruf, wenn es ginge, in alle Ewigkeit.

Die böswillige Zerstörung auch nur eines Kunstwerkes des Altertums, die allein das Schmähwort „Wandalismus" rechtfertigen könnte, wurde den Wandalen zwar vorgeworfen, aber *nicht nachgewiesen.* Die Ruinen der noch in diesem Zustande überwältigend großartigen Römerbauten am Rande der Wüste in Tunesien haben nicht die Wandalen hinterlassen, ebensowenig wie Rom unter der Plünderung Geiserichs so schwer gelitten hat, wie unzuverlässige Geschichtsschreiber behauptet und voneinander abgeschrieben haben. Die Trümmer der alten Stätten abendländischer Kultur auf nordafrikanischem Boden haben die *Araber* vor die Schwelle ihres Jahrtausends gelegt.

Von Rom aus gesehen war immer nur Karthago Afrika. Die Römer haben das punische Karthago zerstört, weil es zu groß geworden war; sie haben es wieder aufbauen müssen, weil das römische Italien zu klein wurde. Karthago widerstand den Wandalen am längsten. Geise-

[3]) Der arianische Geiserich hat, um die völkische Geschlossenheit der Wandalen und ihre Wehrfähigkeit zu schützen, das katholische Bekenntnis schonungslos bekämpft.

rich beschränkte sich auf Hippo Regius, die Vorläuferin der heutigen Stadt Bône, und trat als Militärbeamter für Numidien zunächst in römische Dienste. Als er sich der wohlwollenden Neutralität der eingeborenen berberischen Bevölkerung versichert hatte, überfiel er, für die Römer überraschend, Karthago im Jahre 439, um es nicht wieder herauszugeben. Er ging sofort daran, sein von ihm gründlich durchdachtes Mittelmeerprogramm durchzuführen. Der Besitz Karthagos verpflichtete. Rom war zufrieden gewesen, sich dort behaupten zu können, denn Karthago bedeutet die Ernährung Italiens. Die unterband nun Geiserich. Nordafrika den Nordafrikanern, und das waren die Wandalen! Rom verhungerte, hatte nicht mehr die Kraft, seine mittelmeerischen Besitzungen zu verteidigen. Geiserich baut Schiff um Schiff und nimmt Insel um Insel, wird der Schrecken der Ufer. Aber er ist kein Räuber. Der weströmische Kaiser Valentinian muß ihm seine Herrschaft über den afrikanischen Besitz bestätigen. Um dieser Bestätigung willen soll Frieden sein.

Der Herr des Mittelmeeres

Die Ermordung Valentinians befreite Geiserich von der Vertragsfessel, da er den Mörder des Kaisers, Maximus, als dessen Nachfolger nicht anerkannte. Fünfzehn Jahre war Friede gewesen. Solange waren die Wandalen zu keinem größeren Unternehmen aufgerufen worden. Sie hatten sich in der Provinz Karthago seßhaft gemacht, ein kleines Volk in einem viel zu großen Reich, dessen Weite allein der Klang des Namens Geiserich auszufüllen vermochte. Dem Volk selbst klang er nicht zärtlicher als den Nachbarn, denn Geiserich duldete keinen Willen neben dem seinen. Die Gesetze, die er erließ, zeigen ihn in dem Lande, wo er ihre Durchführung erzwang, als einen Germanenfürsten von stärkstem Rassebewußtsein und unerschütterlicher Verpflichtung gegenüber dem sittlichen Erbe seines Volks. Er ließ einmal Hunderte seiner Wandalen niederhauen; in keiner Schlacht hatte er je solche Verluste erlitten; damals aber hatte das Ansehen seiner Person im Volke und damit der Bestand des Volkes selbst auf dem Spiele gestanden. Es bedurfte einer starken Herrscherpersönlichkeit und zielbewußten Führernatur, einem Germanenstamme in einem Lande wie Nordafrika seine angestammte Art zu erhalten.

Was Geiserich in Afrika angetroffen hatte, war ein militärisch erschlafftes Land, dessen Städte sich völlig jenem römischen Genußleben hingegeben hatten, an dem das Reich in Italien eigentlich schon gestorben war. Geiserich verbot die Ehe zwischen Wandalen und Römern; er entfernte das Dirnentum von den Straßen und schloß alle Vergnügungsstätten, in denen die Wollust als Gipfel alles Frohsinns gepriesen wurde. Es ist notwendig, an Geiserichs strenge Fürsorge für die Moral und den Wohlstand seines Volkes gerade in dem Augenblick zu erinnern, da seine große Flotte gegen das Rom des mordbefleckten Maximus in See geht. Denn von diesem Zuge nach der Ewigen Stadt rührt Geiserichs Ruf als Verwüster alter und aller Kultur, rührt der später zum Worte geformte Sinn vom „Wandalismus" seines Volkes.

Wer nur konnte, flüchtete aus Rom. Maximus, der Kaiser, suchte darin mit „gutem" Beispiel voranzugehen, aber ein germanischer Soldat seiner Leibwache schlug ihn nieder. Dem Rom dieser Stunde, da Geiserich nahte, wird man einsichtsvoll begegnen müssen. Seit Alarichs Goten die Stadt geplündert hatten, waren erst 45 Jahre vergangen; drei Jahre aber erst, seitdem Attila von Papst Leo I. auf seinem Wege nach Rom aufgehalten worden war.

Mit drei- oder vierhundert Schiffen landete Geiserich in Portus, im Hafen von Rom. Mit den Wandalen zogen Berber die Straße nach Rom einher. Am 2. Juni 455 stand Papst Leo, der dem Hunnenkönig furchtlos ins Auge geblickt hatte, dem gefürchteten Wandalenherrscher gegenüber.[4] Um sie herum Marmorbilder und Säulen, über ihnen die goldenen Dächer der Tempel. Attila soll über dem Bischof riesengroß die Gestalten der Apostelfürsten mit drohender Gebärde gesehen haben. Geiserich trug die Mäßigung seines vernichtenden Zorns in sich. Der Germane hieb nicht blindlings in wehrlose Menschenhaufen; allerdings führte ein Germane des 5. Jahrhunderts sein Kriegsvolk auch nicht zu dem Zwecke über das Meer, um ihm die Sehenswürdigkeiten einer Stadt zu zeigen.

[4]) Siehe Abbildung Seite 254.

Vierzehn Tage lang haben die Wandalen und Berber Rom geplündert. Jedoch nicht ein Gebäude von irgendwelcher Bedeutung ist dabei zerstört worden. Und wie bald sich Rom von den ausgestandenen „Wandalenschrecken" erholte, wird durch nichts besser bewiesen als durch die Tatsache, daß es knapp vierzehn Tage nach dem Abzug der „Plünderer" wieder fröhlich im Zirkus saß.

Es nützte nichts, daß sich Rom und Byzanz zu gemeinsamem Vorgehen gegen den Beunruhiger ihres Machtbereichs entschlossen. Die Rüstungen des weströmischen Kaisers Maioranus gegen Geiserich endeten genau so wie der Kriegszug, den der oströmische Kaiser Leo wirklich unternahm. Im ersten Falle gelang es Geiserich, sich der kaiserlichen Flotte zu bemächtigen, im zweiten, sie bei einem geschickten Überfall zu verbrennen. Er war eben immer der Schlauere und Flinkere in einer Zeit, die kein Zaudern duldete.

Den letzten Frieden, den Geiserich mit Ostrom, der einzigen Mittelmeermacht neben ihm, schloß, unterzeichnete er um der Anerkennung seiner Herrschaft über das ganze westliche Mittelmeer willen. In Italien selbst hatte der letzte Germanengeneral in römischem Sold, Odoaker, dem Scheinkönigtum durch die Absetzung des Romulus Augustulus ein Ende gemacht. Spanien war in den Besitz der Westgoten übergegangen. Das westliche Mittelmeer war germanisch geworden – da starb Geiserich am 25. Januar 477. Ein Hausgesetz sicherte die Königsgewalt dem Ältesten aus dem Geblüt Geiserichs und sollte gefährlichen Thronstreitigkeiten ebenso vorbeugen wie der Übernahme der Herrscherwürde durch einen minderjährigen, noch nicht waffenfähigen König.

Dieses Gesetz, das erste seiner Art, hat in dieser letzten Voraussicht ein echter Germane erdacht. Geiserich hat ohne Krone und Zepter, aber mit dem Schwert regiert und sein Reich nicht nur gegründet, sondern auch gemehrt. Mit ihm starb der erste große Germanenfürst des Mittelmeers.

Zerstörung des Heldenwerks

Das Reich Geiserichs dauerte noch sechzig Jahre. Nach außen hielt sich der Ruf seiner Stärke bis in die Tage des Untergangs; im Inneren zeigten sich die Zeichen des Verfalls bald nach dem Tode seines Gründers.

Das Reich trug schwere Fehler in sich. Die rassische Grundlage der noch nicht einmal 100 000 Menschen zählenden germanischen Bevölkerung wurde erschüttert, je mehr sich die Wandalen der Lebensweise und Weltanschauung jener Rassen näherten, die auch zum wandalischen Reich gehörten, jedoch unter dem Zwange völlig andersgearteter Kulturen standen. Die rassischen Grundsätze auch auf seine römischen und maurischen Untertanen auszudehnen, hatte Geiserich versäumt oder nicht verstanden. Die völkische Schwächung seiner Wandalen hat aber nur er allein verhindern können, weil er als letzter wahrer Wandalenfürst auch Germanenfürst im altnordischen Geiste war.

Von den letzten Königen hatte nur noch Trasamund Bedeutung. Seine Regierungszeit fällt mit dem Reich des Ostgoten Theoderich in Italien zusammen. Die beiden Germanenführer, beide vornehmer Gesinnung und allen Bildungsfragen zugänglich, jeder in seiner Art auch ein Schöpfer bedeutender Bauten, von denen allerdings nur die ostgotischen in Ravenna sich erhalten haben, standen sich auch menschlich nahe. Amalafrida, die Schwester Theoderichs, war Königin von Karthago.

Die innere Schwäche des Wandalenreichs trat aber gerade unter Trasamund zum ersten Male deutlicher in Erscheinung. Vielleicht, weil er zu wenig ein Mann des Schwertes war, das allerdings nie vorher so kunstvoll geschmiedet wurde wie zu seiner Zeit.

Trasamunds Nachfolger war ein alter Mann, den unkriegerisches Wesen und Charakterlosigkeit staatsgefährlich machten. Er arbeitete Byzanz in die Hände, dem nur daran gelegen sein konnte, eins der vier Germanenreiche am Mittelmeer nach dem anderen zu sich herüberzuziehen. Der Franken, die als Katholiken die arianischen Westgoten aus Südfrankreich mit Hilfe der Kirche vertrieben hatten, war es über das päpstliche Rom sicher. Hilderich, der Wandalenkönig, wich der Annäherung des Kaisers nicht aus; dafür brach er schroff mit den Ostgoten, als Amalafrida, die Königinwitwe, in echt germanischer Würde und Stammestreue offen von Verrat sprach. Hilderich ließ sämtliche Goten in Karthago umbringen; Amalafrida starb im

Gefängnis. Ein Germanenkrieg am Mittelmeer wurde nur durch den Tod Theoderichs verhütet.

Zum ersten Male in der Wandalengeschichte empörte sich das ganze Volk gegen König und Gesetz, indem es Hilderich mit seinem ganzen Anhang gefangensetzte und gegen das Nachfolgegesetz Gelimer zum Herrscher ausrief. Die Aufforderung des byzantinischen Kaisers, das Hausgesetz Geiserichs zu achten, begegnete bei den Wandalen tauben Ohren. Sie hatten Gelimer gewählt, ihm hielten sie die Treue. Die Kaiser, ob sie in Rom oder Byzanz saßen, kannte man. Aber die Wandalen kannten den neuen Kaiser, Justinian, nicht. Sie achteten nur auf die Zeichen, die gegen seine Entschlossenheit sprachen: seine Gefügigkeit, als die byzantinischen Feldherrn aus Angst von einem Krieg mit den Wandalen nichts wissen wollten. Um so gefährlicher wurde den Wandalen Justinians Gefügigkeit der Kirche gegenüber, die den Kaiser auf den Namen Christi hin zum Vernichtungskampf gegen das arianische Wandalenreich verpflichtete. Jetzt mußten sich auch die Feldherrn beugen.

Gelimers Heldentum lag nur im Wort und in prahlerischen Gebärden. Sein Heer zählte höchstens 15 000 Mann. Die Zeit allgemeiner Wehrfähigkeit war bei den wandalischen Männern längst vorbei. Römer durften nach wie vor im germanischen Heer nicht dienen; aber die maurischen Untertanen entschieden sich erst in letzter Stunde zur Bundesgenossenschaft mit dem aussichtsreicheren Gegner aus Byzanz. Das wandalische Volk zählte im Jahre 534, zur Zeit seiner Vernichtung, nicht mehr Köpfe als bei seinem Übertritt nach Afrika. Die Geburten waren seit Geiserichs Jahren infolge des üppigen und zuchtlosen Lebens, dem sich die Germanen nach dem Beispiel der Römer hingaben, sehr zurückgegangen. Die Wandalen Gelimers waren also nicht mehr das Volk Geiserichs. Wir sehen es unter den Schwertern der Byzantiner und Goten, die ihnen Waffenhilfe leisteten, wohl sterben, aber ruhmlos enden. Gelimer selbst hatte nach der ersten Niederlage sein Volk verlassen und erst damit das Unglück besiegelt.

Germanenkultur in Nordafrika

Die Wandalen, die in ihren schlesischen und nordungarischen Wohnsitzen als Nachbarn der kunstverständigen Goten eine hohe eigene Kultur entwickelt hatten, wovon die reichen Grabfunde in diesen Gebieten beredtes Zeugnis geben, konnten erst nach der Einnahme von Karthago, nach einer vierzigjährigen Unterbrechung, zur Kultur seßhafter Völker zurückkehren. Dichter rühmen die Prunkbauten und künstlerisch angelegten Gärten der trasamundischen Zeit.

Es sind noch keine zwanzig Jahre her, daß in Koudiat-Zateur in Karthago ein wandalisches Frauengrab — die Gruft einer Königin? — aufgedeckt wurde. Das Skelett trug noch vollständig den Schmuck, den die Tote ins Grab mitbekommen hatte. Man muß dabei an die Schätze denken, die in Schlesien aus wandalischen Königsgräbern geborgen wurden, an den in Petrossa in Rumänien gefundenen Kronschatz des Westgotenkönigs Athanarich (4. Jahrhundert), aber auch an die gesamte hohe Schmuckkunst, die von den Goten während ihres Aufenthaltes am Schwarzen Meer und an der unteren Donau durch die Anpassung ihres heimischen nordischen Kunststils an die in den neuen Wohnsitzen von der sarmatisch-griechischen Bevölkerung gepflegte Goldschmiede- und Edelsteinkunst, zu einem eigenen Stil entwickelt wurde, dem wir rund ums Mittelmeer begegnen, und im Mittelalter in Frankreich ebenso wie in den deutschen Rheinlanden, von wo er auch in die germanischen Gebiete Mitteleuropas eindringt.

An den Trümmern und späteren Umbauten nordafrikanischer Kirchen wandalisches Eigentum zu erkennen, ist unmöglich. In dem Wandbewurf der Kirche Et Toual bei Biskra sieht man allerlei Zeichen, die von den Arbeitern mit den Fingern angebracht worden sein müssen. Auf diese billige Zierweise hätten auch andere Leute verfallen können, nicht unbedingt die Wandalen — wenn nicht das Radkreuz da wäre, ein Sinnbild nordischer Sonnenverehrung! Daß eine der größten Kirchen Karthagos, eine siebenschiffige Basilika bei Sainte Monique, von den Wandalen zu einer ihrer Hauptkirchen gemacht worden war, darüber besteht kein Zweifel. Wandalische Namen in Grabinschriften beweisen es. Für die besondere Bedeutung dieser Basilika spricht wohl auch der Gottesdienst, dem Belisar, der byzantinische Feldherr, am 16. September 534 nach der Einnahme von Karthago in dieser Kirche beiwohnte. Es

mag ein Dankfest gewesen sein, wie es sich nur wenige Jahre später in Italien wiederholte, als derselbe Belisar den Ostgoten Ravenna entrissen hatte und in die arianische Hofkirche des großen Theoderich mit Ost-Rom auch die katholische Kirche ihren Einzug hielt.

Die Kirche Theoderichs steht heute noch. Die wandalische Begräbniskirche liegt in Trümmern, wie alles, was die Wandalen gebaut und geschützt hatten. Unkenntlich das meiste; deutlich nur an den Rand der Ewigkeit geschrieben, das Schmähwort „Wandalismus".

Dietrich von Bern

Auf ihrem Wege über den äußersten Westen Europas waren die Wandalen den Vorgängen ferngeblieben, die für die Geschichte der übrigen mittelmeerischen Germanen von außerordentlicher Bedeutung waren. Während Geiserich in Nordafrika sein Reich ausbaute, trafen auf den Katalaunischen Gefilden in Frankreich asiatisches Ungestüm und germanisches Volkstum aufeinander. Aetius, der römische Befehlshaber warf den Horden Attilas die westgotische Heldenkraft entgegen, der die Hunnen selbst mit Unterstützung ihrer ostgotischen Tributhilfe nicht gewachsen waren. Bald nach dieser Niederlage im Jahre 451 starb Attila, und das Hunnenreich, das sich über den größten Teil Ungarns ausgedehnt hatte, zerfiel. Die tributpflichtigen Germanenvölker, darunter die Ostgoten, gewannen ihre Selbständigkeit wieder, aber auch der Einfluß Ost-Roms auf die von ihnen bewohnten Gebiete nahm wieder zu. Konstantinopel wurde abermals das Kulturzentrum des Abendlandes für die Germanen südlich der Donau, und der Sohn des Ostgotenkönigs Theodemir, Theoderich, wuchs am byzantinischen Hof auf. Kaiser Zeno übernahm die Sympathien seines Vorgängers Leo für Theoderich, der mit zwanzig Jahren seinem Vater auf den Thron folgte. Zeno stützte sich so stark auf ostgotische Waffenhilfe, daß er beinahe nicht mehr Herr im eigenen Hause blieb und Theoderich auf gute Art loszuwerden trachtete. In Italien hatte Odoaker ein germanisches Soldatenkönigtum begründet. Zeno besserte die Lage ja kaum, wenn er Theoderich für den Plan gewann, Odoaker zu besiegen und seine Stelle einzunehmen. Aber er schaffte sich den Ostgoten doch wenigstens vom Halse, und wenn er auch Rom verlor, so blieb ihm doch Konstantinopel.

Theoderich zog mit seinem ganzen Volk nach Italien. Er fühlte sich nur als Feldherr des oströmischen Kaisers. In dessen Auftrag rang er erbittert mit Odoaker. Das Land, das er seinem Gegner jedoch abgewann, gab er zu einem Drittel seinen Goten. Es war nicht viel wert dieses Land. Theoderich setzte seinen Ehrgeiz darein, nicht nur der erste Krieger, sondern auch der beste Bauer seines Volkes zu sein. Er hatte aus der Geschichte gelernt; er wußte, was ein unabhängiges Italien bedeutete. Unabhängig war Italien aber nur, wenn sein Boden ertragfähig gemacht wurde. Nicht mit Gewalt — in der Arbeit für sein Land wurde Theoderich nach Odoakers Tod Herr und König von Italien.

Verona, Pavia und Ravenna waren die drei großen Städte Theoderichs. Die erste, im altdeutschen Munde Bern genannt, gab dem großen König seinen Heldennamen, mit dem er als Dietrich von Bern durch die deutsche Heldensage reitet.

Der Städtebelagerer wurde ein großzügiger Bauherr, der erste Germane, der den Kunstbesitz Italiens nicht nur schützte, sondern in einem höheren Maße vermehrte, als die Reste seiner Bauten ahnen lassen. Was er erstehen ließ, war würdig, fernsten Zeiten erhalten zu bleiben. Doch was der Arianer baute, war in den Augen der katholischen Kirche heidnischer als das heidnische Rom und dem Untergang geweiht. In Verona und Pavia ist kaum etwas davon übrig; das meiste hat Ravenna bewahrt; seine ursprüngliche Gestalt, wenn auch seines Schmuckes gänzlich entkleidet, blieb allerdings nur dem Grabmal des großen Königs erhalten.[5]) Theoderich selbst hatte es noch bei Lebzeiten erbauen lassen. Sarg und Gebeine des Königs sind nach dem Fall Ravennas aus dem Grabmal entfernt worden, unauffindbar.

Was uns beim Anblick dieses Gebäudes überwältigt, das ist der machtvolle Durchbruch urgermanischen Fühlens in einem Menschen, der in der östlich-dekorativen Welt von Byzanz aufgewachsen war und im Grunde nur die Kunst und das Handwerk griechischer und römischer

---

[5]) Siehe Bildbeilage.

Meister verstehen lernte. **Der Gedanke dieses Gebäudes aber ist germanisch, nordisch.** Wir glauben die gewaltige Kammer in Stein wiederzuerkennen, in der ferne Geschlechter die großen Tatmenschen bestatten. Theoderich hatte durch sein Blut die Kraft, als Germane zu denken, und diese Kraft baute den nordischen Grabhügel hinein in ein Kunstwerk, dem eine andere Kultur die äußere Form gab. Der einzige Schmuck, der dem Gebäude geblieben ist und den Gesimsfries entlang rund um den ganzen Bau läuft, ist das Zangenornament, das in der altgermanischen Kunst immer wiederkehrt.

Aber schon lange, bevor Theoderich den Plan für sein Grabmal entwarf, hat er, der neue Herr West-Roms, als Gotenkönig germanisch gedacht. Er ließ für seine Goten in Ravenna eine hölzerne Kirche bauen, Sant' Andrea dei Goti. Sie lebt noch in der Erinnerung fort, obwohl sie selbst nicht mehr besteht. Gleichzeitig mit ihr wurde im 15. Jahrhundert auch die Herkulesbasilika zerstört, eine Börsenhalle, von der acht Säulen sich erhalten haben. Sie stützen auf der Piazza Vittorio Emanuele in Ravenna eine offene Halle. An zwei von ihnen ist am Kapitell das Monogramm Theoderichs vorzüglich erhalten.[6])

Vom Königspalast ist fast nichts übriggeblieben. Karl der Franke, dem Papst Hadrian die künstlerisch bedeutenden Teile der Theoderichbauten geschenkt hatte, ließ Säulen und Mosaiken für seine Pfalzbauten zu Aachen und Ingelheim nach Deutschland bringen. Otto der Große ließ mit ravennatischen Säulen den alten Magdeburger Dom schmücken.

Theoderichs Hofkirche zu Ravenna ist heute noch unter dem Namen Sant' Apollinare Nuovo weltberühmt.[7]) Sie wurde 504 eingeweiht. Byzanz hat die Baumeister und das Material gestellt. Einzelheiten der Innenausschmückung haben gotisch-germanisches Gepräge gehabt. Die Säulen haben nordische Verzierungen bewahrt; an den Mosaiken und Malereien ließ Erzbischof Agnellus durchgreifende Veränderungen vornehmen.

Bis nach Süddeutschland erstreckte sich Theoderichs Einfluß. Was in diesem Raume germanisch war, genoß seinen Schutz, bezeichnenderweise **gegen** die katholischen Franken, die rücksichtslosesten Gegner der kleineren germanischen Völker. Die italischen Germanen aber und die Deutschen haben Theoderich Denkmäler gesetzt, die den Heldengeist und symbolhaft das allgermanische Empfinden und Handeln dieses Mannes der Nachwelt überliefern. Es sind die Darstellungen des Lindwurmbekämpfers an vielen Kirchen Oberitaliens und Süddeutschlands.

Das zweite Germanenreich stürzt

Bald nach dem Tode Theoderichs beginnt zwischen Goten und Byzanz der Entscheidungskampf um die Macht in Italien. Kaiser Justinian setzt nur das Werk fort, das er mit der Vernichtung der Wandalen begonnen hatte. Wenn der Kampf in Italien auch länger währte als das Ringen in Nordafrika, so brauchte dem byzantinischen Kaiser um den Endsieg nicht bange zu sein. Italien war eine Festung, die von allen Seiten angegriffen wurde. Es rächte sich schwer, daß die Goten als Mittelmeervolk niemals Seefahrer geworden waren. Abgeschlossen von jeder Stammeshilfe, konnte das kleine Volk der Ostgoten, versprengt im ganzen Lande, nur so lange bestehen, als der letzte Mann noch Widerstand leistete.

Hilderich und Gelimer hatten es Justinian bei den Wandalen leicht gemacht, das nordafrikanische Reich zu stürzen. Die Ostgoten verriet Theoderichs Tochter Amalaswintha, die für den minderjährigen Athalarich die Regierung führte und in ihrem eitlen Weibstum Volk und Sitte ihren römischen Neigungen opferte. Als man ihr den Garaus machte, erschien Belisar als ihr Rächer.

Es ist eine Tragik, die sich durch alle Epochen der Geschichte gleichbleibt, daß der Germane als das Opfer seines Vertrauens, seines Glaubens an das Gute in der Welt fallen muß. Wir sehen den Gotenführer Wittichis, in Ravenna hoffnungslos belagert, dem byzantinischen Feldherrn die Gotenkrone anbieten und sehen ihn, mit dem ganzen Gotenhort, als Gefangenen Belisars, dem er geglaubt und vertraut hatte, nach Byzanz ziehen.

Noch einmal wendet sich das Los zum Besseren. Justinian mißtraut seinem Feldherrn; er schickt Belisar nicht nach Italien zurück, und

[6]) Siehe Bildbeilage.
[7]) Siehe Bildbeilage.


Aufnahmen: Wasmuth (5), Buchholz (1)

Westgotische Weihekrone aus Spanien (7. Jahrh.)

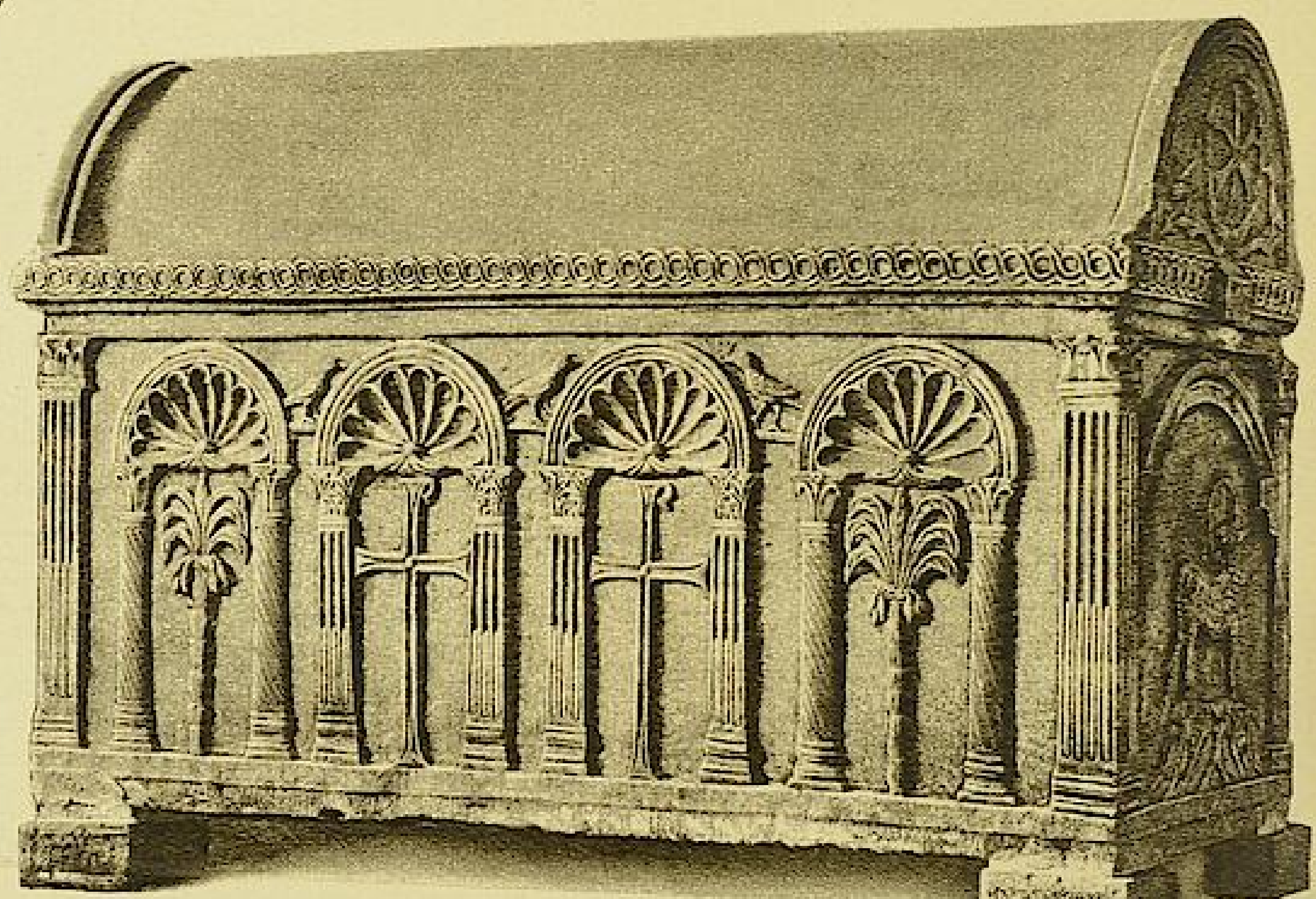
Aus dem Schatz der Langobardenkönigin Theudelinde (7. Jahrh.)

Grabmal des Stilicho, Mailand

Gotischer Schmuck

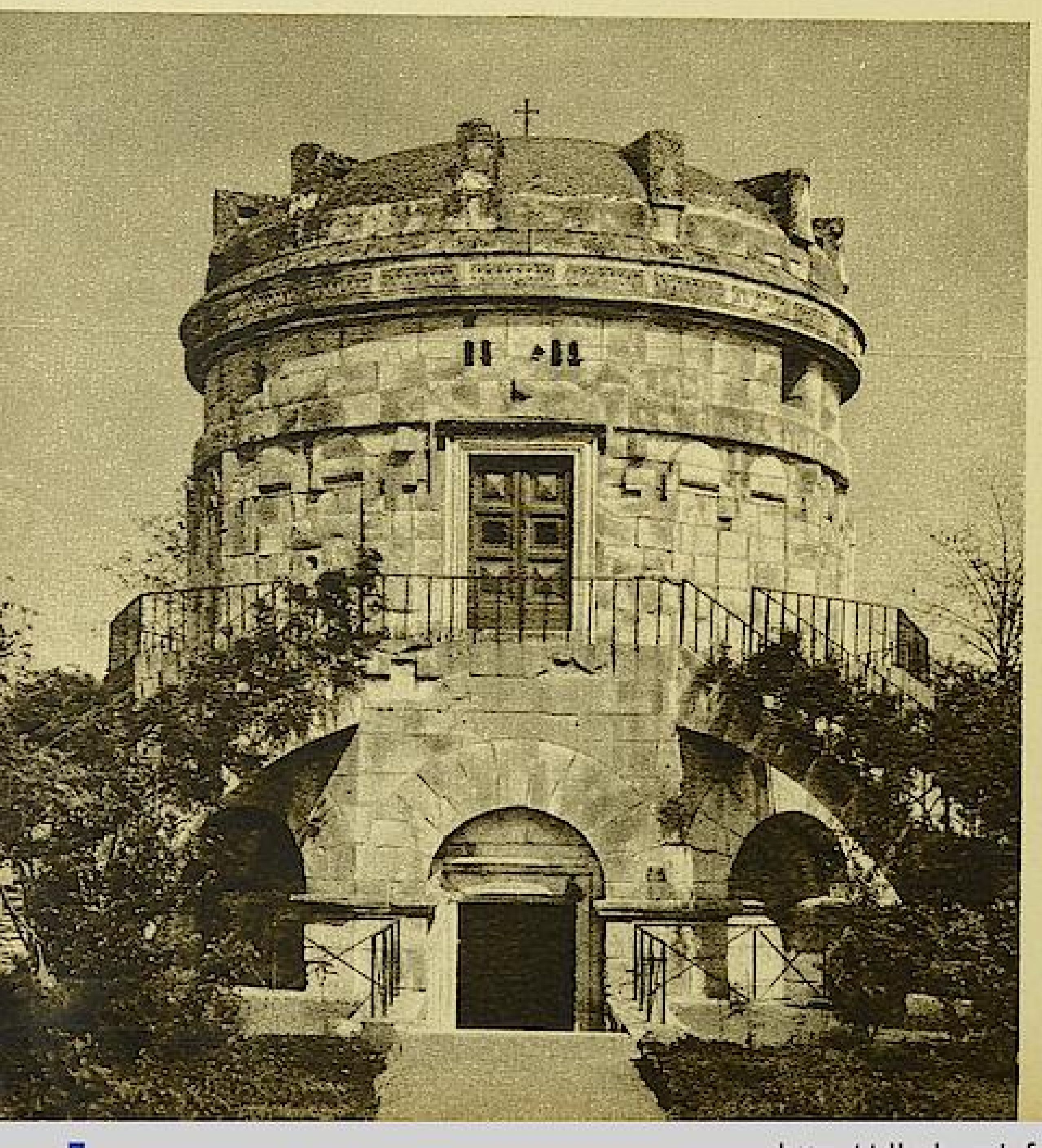
Säulenkapitell mit
Monogramm Theoderichs
Ravenna (6. Jahrhundert)

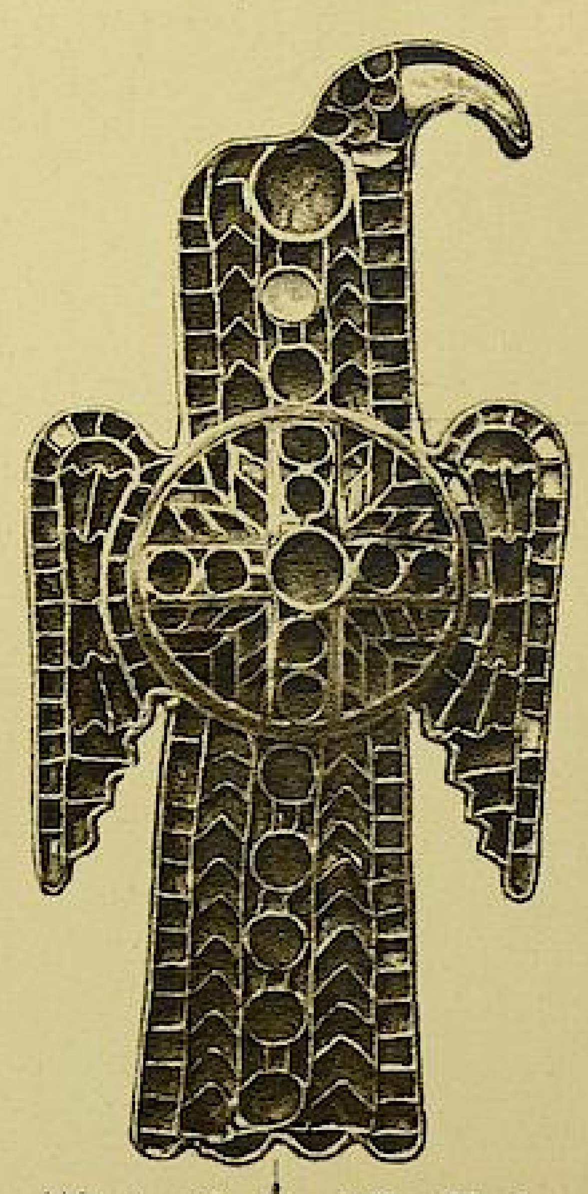
Rechts:
Reste vom Palast
des Theoderich,
(Torhalle)
Ravenna



Spätgotischer
Steinsarkophag

Grabmal des Theoderich





Westgotische Adlerfibel
heute im Museum zu Nürnberg

Aufnahmen: Wasmuth

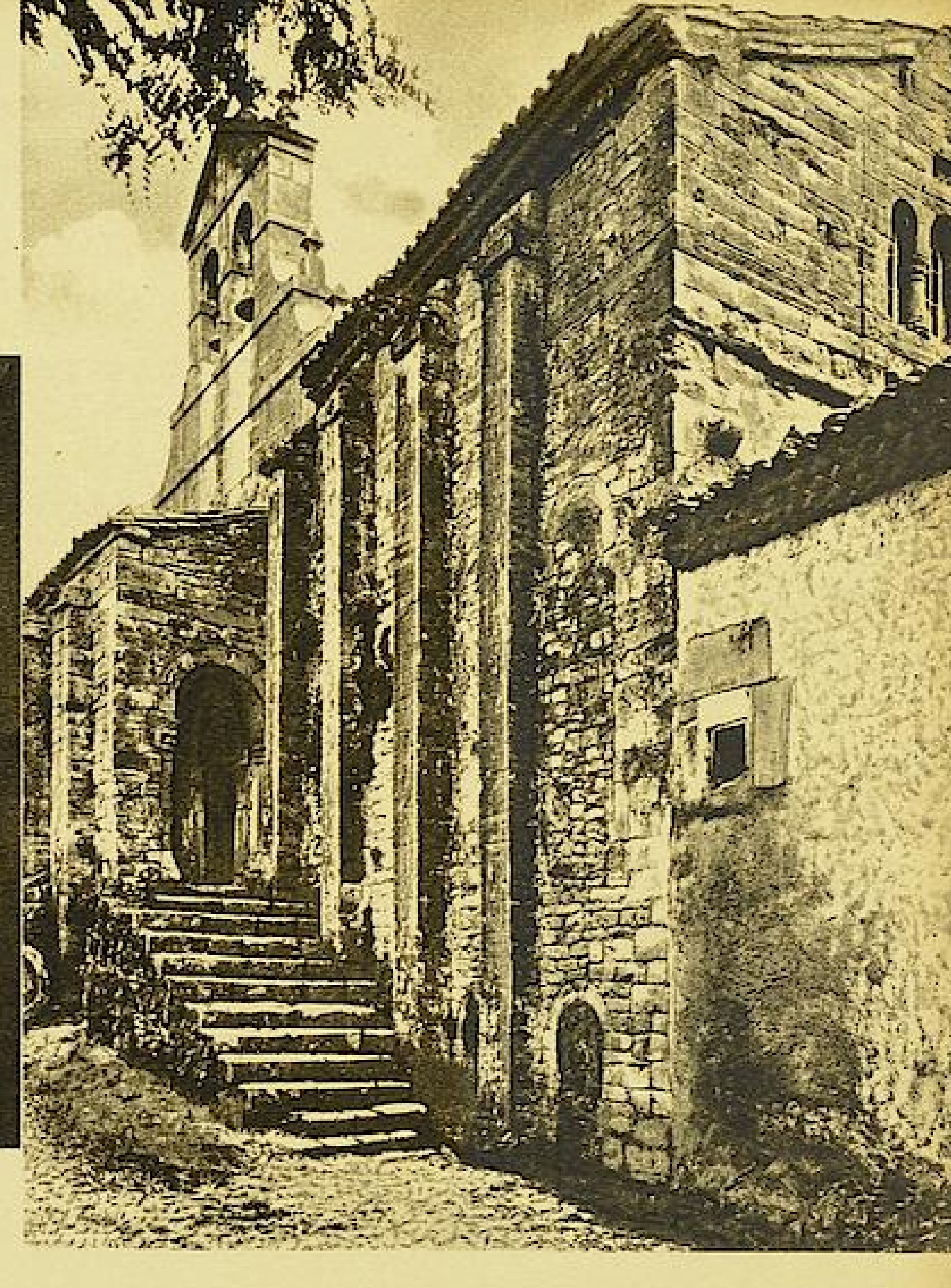


Hofkirche des Theoderich in Ravenna
(S. Apollinare nuovo)

Aufnahmen: Wasmuth-Verlag (1), Stoedtner (2)

Westgotische Königshalle zu Naranco (Spanien), jetzt Kirche S. Maria





Stadtmauern und Türme von Carcassonne (Südfrankreich) aus der Westgotenzeit

Totila, einer der letzten großen Recken, erobert Italien zurück. Da schickt Justinian Narses. Bei Tadinä in Umbrien trifft er auf Totila. Noch nie hatten Germanen gegen Germanen wilder gefochten als in dieser Schlacht, in der der byzantinische Feldherr seine germanischen Truppen, die Langobarden, gegen die Goten trieb. Die letzte Schlacht verlor Teja 533 am Laktarischen Berg bei Neapel. Italien wurde für ein Menschenalter oströmische Provinz.

Die Westgoten in Spanien

In Gallien (Frankreich) waren die Westgoten ihren Feinden, den germanischen Franken, schon früher erlegen. Dem katholischen Belagerer Chlodovech spielten die katholischen Bischöfe im Westgotenreich Stadt um Stadt in die Hand. Die Goten beschränkten sich jetzt bis auf einen kleinen Landstrich nördlich der Pyrenäen ganz auf Spanien.

Fast alles, was die Westgoten auf dem Boden Frankreichs schufen, ist darin verschwunden. Noch stehen aus gotischer Zeit die inneren Stadtmauern von Carcassonne;[8]) im Jahre 1842 entstiegen bei Troyes die Schätze dem Boden, die Theoderich II. ins Grab mitgegeben worden waren und die uns, wie die schon erwähnten Goldfunde, über den hohen Stand der gotischen Schmuckkunst staunen lassen. Wenn wir überdies bedenken, daß die Westgoten noch in ihren früheren Sitzen an der unteren Donau durch die Bibelübersetzung ihres Bischofs Wulfila ihre Schrift und erste Literatur erhalten hatten und daß jetzt ihr König Eurich ein Gesetzbuch schuf, das bis hoch hinauf ins Mittelalter für das ganze christliche Spanien Gültigkeit behalten sollte, so erscheint uns die frühe Umwelt des westgotischen Volkes mehr von einer machtvollen Kultur aufgehellt, als in das sprichwörtliche Dunkel barbarischer Zustände getaucht.

Solange die Westgoten Spanien beherrschten, zersplitterten sie ihre Volkskraft in Glaubenskämpfen. War bis zum Ausgang des 6. Jahrhunderts der Katholizismus der Feind der arianischen Germanen, so wandte sich seit dem ersten katholischen König, Reccared, die Unduldsamkeit gegen die Nichtkatholiken und vor allem gegen die J u d e n. Man zwang 200000 Juden auszuwandern, 90000 mußten sich taufen lassen.

[8]) Siehe Bildbeilage.

Die strengen Maßnahmen zum Schutz der rassischen Einheit blieben leider nicht erhalten. Denn bald folgte die Aufhebung des den Germanen am Mittelmeer eigenen Gesetzes, das ihnen die Heirat mit der römischen Bevölkerung untersagte. Die Zersetzung des Volkes, die sich als Parteizersplitterung des Adels und Verlust heldischer Weltanschauung auswirkte, nahm um die Mitte des 7. Jahrhunderts ihren Anfang und führte schon fünfzig Jahre später, 711, den Untergang des Reiches herbei.

Toledo war seit 567 die Hauptstadt des spanischen Westgotenreichs. König Wamba hat ihre Mauern erbaut. Vom Königspalast hat sich nichts erhalten, dagegen wird noch heute jeden Vormittag in der Capella Mozarabe der Kathedrale eine Messe nach westgotischem Ritus gelesen. Die Kathedrale ist aus einer Marienkirche des späten 6. Jahrhunderts hervorgegangen, desgleichen aus einem westgotischen Kirchlein die Hauptkirche von Cordoba. Für den, der den Geist seines Volkes in diesen Hallen sucht, wiegt ihr ganzer architektonischer Reichtum die herbe Schönheit des Weihwasserbeckens nicht auf, dessen gekerbtes Ornament die Wanderung germanischen Ziersinns beweist.

Die sprechendsten Zeugen westgotischer Reichskultur haben sich an den stilleren Plätzen, wo sie nach dem Einfall der Mauren übersehen wurden, erhalten. Die Dorfkirche von Venta de Banos in Altkastilien hat König Receswinth im Jahre 661 erbaut. Dieser Ort ist sicherlich kein Platz, wo es sich für die Mauren gelohnt hätte, ihre Kunst einzuführen. Die Kirche hier zeigt, wie andere westgotische Kirchen auch, den für Spanien charakteristischen Hufeisenbogen, den aber nicht die Mauren nach Spanien gebracht haben, sondern den sie bereits an den westgotischen Bauten vorfanden, die ihn aus der nordischen Holzbogenarchitektur entwickelt hatten.

Das spanische Westgotenreich, das zwei Jahrhunderte lang bestand, ist in einer siebentägigen Schlacht vernichtet worden. 90000 Goten konnten dem Ansturm der an Zahl weit unterlegenen Berber nicht standhalten.

Die Helden von Asturien

Die maurische Woge, die im Süden das spanische Land machtvoll angesprungen und überrannt hatte, war auch über die nördlichen Pro-

vinzen hinweggeflutet; der Araber stand an der Nordküste. Hier aber, in seinem Rücken, in der natürlichen Festung, dem Kantabrischen Gebirge, standen die Trümmer des Gotenheeres, das der Feldherr Pelagus, selbst aus königlichem Geschlecht, gesammelt und in die Bergwildnis geführt hatte.

Wir wissen von keinem anderen Germanenvolk am Mittelmeer, das aus vernichtender Niederlage den Weg zum Wiederaufstieg gefunden hätte, nur von den Westgoten. Heldenzeit ist es, die in der Einsamkeit von Covadonga anbricht. Dreihundert Goten versammeln das frei gebliebene Bergvolk dieses Landes um sich. Schritt für Schritt erkämpfen sie sich Asturien als ihr Land, die Höhle von Covadonga bleibt ihre Burg, und ihr Führer Pelagus hat lange keine andere gehabt. In ihr steht auch sein Steinsarg, zu dem Spanien heute noch pilgert. Die im Kerbschnitt geübte Germanenhand hat auf diesem Stein das Jahrtausende alte Ornament wiederholt und Reihen von Rosetten hinzugefügt. Das erste Westgotendenkmal seit der Stunde der Wiederbesinnung auf die Tugenden der Väter! Ein altes Germanengrab im Süden, eines der wenigen, von denen wir wissen.

Als Pelagus zum ersten Male aus seiner Höhle trat, das Gotenschwert in der Faust, da war das der erste Schritt zur Gründung eines neuen Reiches, in dem die Spur germanischen Herrentums, germanischen Fleißes nicht mehr untergegangen ist. Dieses Land Asturien hat sie am stärksten bewahrt. Der nächste König herrschte bereits im eigenen Lande. Bis 792 war die feste Seestadt Gijon Residenz, dann Oviedo im Inneren des Reiches. Alfons II. erbaute hier seinen Königspalast und die Kathedrale, deren ältester Teil, eine Schatzkammer, allein noch erhalten ist. Wohl aber kennen wir den Baumeister, Tjoda. Die Kirche Santullano in einer Vorstadt Oviedos, ebenfalls ein Bau Tjodas, ist in nahezu unveränderter äußerer Gestalt auf uns gekommen.

Das meiste hat sich jedoch nicht in Oviedo und auch nicht in Léon, das im 10. Jahrhundert Residenz wurde, erhalten, sondern im Gebirge, in Naranco. Mit den dort noch vorhandenen Bauten, San Miguel de Lino und Santa Maria, ist der Name des Gotenkönigs Ranimir verknüpft, der von 842 bis 850 regierte und gern in dem stillen Naranco weilte.[9])

Die Kirche San Miguel wirkt trotz einschneidender Veränderungen in ihren Kernstücken so nordisch, als habe ihr Meister die Kraft der Riesen in diesen Bau bannen wollen. Auf ungeheuren Füßen streben Säulen empor, deutsche Urwaldbäume, die Stein geworden zu sein scheinen, wundervoll aber lichtet sich die Kraft des Gemäuers in Fensterrosen und Maßwerk, das hier jenen Stilarten vorempfunden ist, für deren Eigenart sie in den späteren Jahrhunderten zeugen. Sie kehren aber nicht nur in den romanischen und gotischen Domen wieder, sondern auch die Alhambra in Granada zum Beispiel nimmt sie für sich in Anspruch, ohne freilich das Erfinderrecht an ihnen geltend machen zu können. Denn gleichzeitig mit der Alhambra entstehen zu Burgos und Toledo die herrlichen Kathedralen, die nichts mit morgenländischer Phantastik zu tun haben, sehr viel jedoch vom nordischen Geist empfingen.

Wie San Miguel de Lino also am Anfang einer Reihe abendländischer Kunstdenkmäler steht, die ihre höchste Weihe von der christlich-germanischen Geisteswelt erhalten haben, so Santa Maria am Ende der altgermanischen Königsbauten. Im Kern dieser Kirche ist uns das Bild einer Königshalle[10]) bewahrt geblieben, eigentlich eine solche Halle selbst, die einzige, die all die Jahrhunderte überdauert hat, denn was im Norden in Holz errichtet gewesen, hat der Vernichtung anheimfallen müssen.

König Ranimir hat Santa Maria nicht erbaut, sondern dieses Gebäude, dessen Gründung wir ins 8. Jahrhundert zurückverlegen dürfen, nur erneuert. Dabei ist aus der baufälligen Halle die heutige Kirche entstanden; zu ihrer Erbauungszeit aber ragte sie hoch über der neugewonnenen Gotenheimat auf spanischer Erde als die Halle der Könige.

Die Baumeister des Mittelalters

Mit der spätgotischen Zeit in Spanien fällt die Hochblüte und Auswirkung der langobardischen Zeit in Italien zusammen. Die Langobarden hatten im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ihre Heimat an der unteren Elbe

[9]) Siehe Bildbeilage.
[10]) Siehe Bildbeilage.

verlassen, waren südwärts gezogen und nach der Auflösung des Hunnenreiches die Nachfolger der Ostgoten in den Donauländern geworden.

Die Langobarden sahen Italien zum ersten Male im Schlachtgetümmel, als sie unter Narses die Ostgoten niederhieben. Nach Pannonien zurückgeführt, zauderten sie nicht lange, als Eroberer wiederzukehren. Sie haben weite Gebiete Italiens bis auf die wichtigen Häfen und Oberitalien mit Ausnahme von Ravenna, wo sich der byzantinische Statthalter fast bis ans Ende der Langobardenzeit zu halten vermochte, ganz in der Hand gehabt. Ihr Reich hatte von allen Germanengründungen am Mittelmeer den längsten Bestand, denn bis tief ins Mittelalter hinein ist es der Kern des lombardischen Oberitalien geblieben und als solcher bis auf den heutigen Tag noch deutlich erkennbar.

Frühe Machtspaltungen verhinderten die Bildung eines langobardischen Staates; dieses Volk konnte Italien nie ganz beherrschen, da es den Wert der Häfen nicht erkannte, und da die Langobarden keine Flotte hatten, wurden sie ebensowenig wie die Goten eine Mittelmeermacht.

Im Jahre 568 führte König Alboin sein Volk über den Isonzo. Er sicherte die Ostgrenze sofort durch die Gründung einer Mark, Friaul. Dann zog er die Straße Theoderichs. Mit ihm waren etwa zwanzigtausend Sachsen, Nachbarn einst im alten Heimatlande an der Niederelbe.

Dietrichs Burg in Verona wird Alboins Schloß. Zwei Jahre später wird Alboin ermordet. Sein Nachfolger Klef residiert in Pavia. Nach Klefs gewaltsamem Ende ist das Langobardenreich zehn Jahre lang ohne König. In dieser Zeit entwickelt sich und erstarkt, nicht zum Besten der Volksgemeinschaft, das Herzogswesen. In staatlicher und völkischer Geschlossenheit hätten die Langobarden die Verweltlichung des Papsttums unterdrücken können. Die einzelnen Herzöge, von denen einige das Königtum erneuerten und zu hoher Macht brachten, wurden als Gegner im einzelnen empfunden und vom Papst und von den ihm dienstbaren Franken in gemeinsamem Kampfe erledigt. So entstand in karolingischer Zeit, unter Pippin und Karl dem Franken, der Kirchenstaat. Am längsten, bis ins 11. Jahrhundert, hielt sich das Langobardentum in Benevent. Mit den zu Lombarden gewordenen Oberitalienern schlugen sich deutsche Fürsten noch in neuer Zeit.

Zu allem, was sich aus der langobardischen Geschichte lebendig erhalten, vor allem aber als romanischer Stil aus der langobardischen Kunst dem späteren abendländischen Kunstschaffen mitgeteilt hat, steht das Wenige, das von den vielen altlangobardischen Bauten und Kunstwerken übriggeblieben ist, in einem sehr schlechten Verhältnis.

Die meisten Langobardenbauten Oberitaliens sind allerdings im 10. Jahrhundert, zur Zeit der verheerenden Ungarneinfälle, zerstört worden. Wie stark das langobardische Erbe jedoch war, zeigen die Wiederherstellungsarbeiten, an denen uns mehr als der Abglanz der alten Langobardenschöpfungen erhalten geblieben ist, nämlich der ganze nordische Geist.

Ehe die Langobarden, im Jahre 751, Ravenna selbst erobern konnten, hatten sie Classis, den Hafen der Stadt, in Besitz genommen. Schon ein halbes Jahrhundert früher. Hier war noch in gotischer Zeit eine große Kirche erbaut worden, Sant' Apollinare in Classe, wie sie seit dem Fall der Goten genannt wird. Kämpfersteine und Kapitelle sprechen hier die kräftige Sprache der Germanen. Die Langobarden haben in Classis — vielleicht zum ersten Male — einem altgermanischen religiösen Gefühl jenen monumentalen Ausdruck verliehen, der von diesem späten sechsten Jahrhundert an das erhabenste Sinnbild himmelwärts gerichteter Empfindungen geblieben ist, an deutschen romanischen Domen seine gedankliche Vollendung, an den gotischen Münsterbauten aber seine symbolische Verklärung erhalten hat: Neben der Kirche in Classe haben die Langobarden einen der ersten, wenn nicht den ersten, Kirchturm zu bauen begonnen.

Auch die Langobarden konnten nicht anders, als sich in ihren Bauten mit der römischen Hinterlassenschaft und mit der byzantinischen Kunst auseinanderzusetzen, deren Übergewicht in Italien gerade in der besten Langobardenzeit durch den Bilderstreit unvermeidlich war. Die Unterdrückung der bildlichen Darstellung lähmte im Osten Künstler und Kunst; in hellen Haufen strömten die griechischen Meister nach Italien. Wer das langobardisch-germanische Element aus der mittelmeerischen Kunst jedoch ausschalten

will, muß es bewußt leugnen. Und dann gelingt ihm diese Ausmerzung nur für sich selbst. Das langobardische Ornament, das Flecht- und Riemenwerk, das Hakenkreuz, die Weiterbildung des Sonnenrades, die Tierornamentik, die sich allmählich mit christlichen Sinnbildern durchsetzt, die Germanisierung — möchte man sagen — südlicher Pflanzen (Palmenblätter werden zu Tannenbäumen), die Anwendung eines so alten germanischen Motivs des Holzbaus, wie des Bogenfrieses, auf den Backsteinbau, von dem die Romantik dieses für sie ganz eigentümliche Element übernimmt, die Strickform der gewundenen, geknoteten Säulen — all das und noch mehr zeigt die Langobarden als Germanen von alter nordischer Art.

Wer aber hätte sich nicht beim Anblick der Langobardenkreuze über ihre seltsame Ausgestaltung Gedanken gemacht? Kein Langobardengrab, in dem und an dem sich solche Kreuze nicht gefunden hätten; die Fülle alter Kirchen, an deren Schauseite wir das Langobardenkreuz erblicken, das vielfach an die arianische Form erinnert, die seinem Ursprung am nächsten steht. An den arianischen Kreuzen sind die Kreuzbalken scheibenartig erweitert; spätere Formen zeigen diese Scheiben als Mulden in die Enden der Balken eingesenkt. Das ursprüngliche Muster ist wie bei allen derartigen germanischen Schmuckformen in Stein der in Holz geschnitzte und später in Metall gearbeitete Gegenstand. Wir kennen Kreuze, an deren Balkenenden ein Metalldraht zur Spirale aufgewunden sitzt. Mit diesem Kreuz halten wir das Muster des arianischen Kreuzes in Händen. Sein Vorfahr ist das „heidnische" Radkreuz, das altgermanische Sonnenbild. Als das Christentum siegte, durfte das Kreuz bleiben, die Sonne aber mußte entfernt werden, jener Reifen, der die Enden des Kreuzes miteinander verband. Er verschwand nicht überall ganz; man suchte das Sinnbild alter Religion irgendwie zu bewahren. So wurde der Radkranz zu jenen Spiralen gedreht, und in der Verarbeitung in Stein sind aus ihnen die Mulden und Scheiben geworden.

Kein Germanenvolk hat den Sonnenkult so lange und noch so spät bewahrt wie die Langobarden und die Erben ihres Blutes. Noch im 15. Jahrhundert schmückt Pietro Lombardo seine reich verzierte Kirche Santa Maria dei Miracoli in Venedig mit jenem Kreuz, Altsachsen aber ist noch im Jahrhundert darauf reich an Hakenkreuzen und Sonnenrädern.

Salvianus, der Mönch, hat das letzte Wort!

Es erweckt den Eindruck, als sei die Geschichte der Germanenvölker am Mittelmeer ein einziger Kampf gegen die katholische Kirche. Doch das *scheint* nur so; trotzdem ist es richtig, daß alle diese Völker an der Kirche zugrundegegangen sind. Den Westgoten und auch den Langobarden, die schon früh katholisch wurden, hat es nichts genützt, daß sie sich vom Arianismus abkehrten; aus allem geht hervor, daß *nicht Glaubensfragen, sondern machtpolitische Erwägungen* den Streit nährten. Die Trennung der morgenländischen Kirche von der römischen, die seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts besteht, hat darin ihre Ursache. Und wenn später Frankreich, der Nachfolgerstaat des romgefälligen Merowingerreiches, sich am Papst tätlich vergriff, wenn zwischen Frankreich und dem kirchlichen Rom bis heute kein herzliches Verhältnis besteht, so liegen alle diese Erscheinungen jenseits von Gott und Religion, denn wenn man einem Volke bestätigen muß, daß es wahrhaft fromm ist, so sind es die Franzosen. Und wenn man das Gleiche Menschen der Spätantike und des frühen Mittelalters bestätigen soll, so den jungen christlichen Germanen.

Den schriftstellernden Zeitgenossen dieser Völker ist nicht allemal zu trauen. Es sind Angehörige von Völkern, denen die weltgeschichtliche Bedeutung der Germanen zwar klar zu werden beginnt, die sich vor dieser Tatsache jedoch fürchten und die so naiv sind, zu glauben, sie aus der Welt schaffen zu können, wenn sie sie leugnen und von den Germanen falsche Bilder entwerfen. Vieles ist auch aus Hörensagen hervorgegangen; die meisten Quellen also sind mit der größten Vorsicht zu benutzen.

Aus eigener Anschauung, eigenem Erlebnis und selbständiger Überlegung geboren sind die Aufzeichnungen des Mönchs von Massilia (Marseille), des Presbyters *Salvianus*, der um die Mitte des 5. Jahrhunderts sein Werk „Von der Herrschaft Gottes" schreibt. Salvian ist als Römer anzusprechen, der bewußt die Weltwende erlebt. Er sieht in einem Lande und zu einer Zeit, die beide im Zeichen der Völkerwanderung

und der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden stehen, die „Barbaren" an sich vorüberziehen, sieht sie neben seinen Landsleuten wohnen. Er sieht, was Römer und Germanen voneinander trennt, Sitten, Sprache, Kleidung, vor allem aber das Gefühl, das die Germanen als Volk ihrem König unterstellt, während die Römer durch soziale Gegensätze gespalten sind. Die Germanen leben als wahre Volksgenossen in harter, aber aufrichtiger Menschlichkeit in Stammeseinheit; bei den Römern ist der politische Mord die oberste, wenn auch traurige, Staats- und Gesellschaftsmoral.

Die hohe Auffassung von der Ehe, die Reinheit des Familienlebens, die Keuschheit und echte Religiosität — wo sind sie bei den Römern jener Zeit? Geiserich hat in Karthago das öffentliche Dirnentum beseitigt. In der Schlacht tragen die Wandalen die Heilige Schrift ihrer Kampffront voraus, in Erinnerung an den Brauch mit alten Kultzeichen.

Das Christentum brachte zunächst nichts weniger als Segen über die Menschheit. Die Bewohner der Heimat des Christentums waren für seine Lehren alles andere als reif. Sie machten eine Philosophie daraus, die zu hartnäckigen Sektenkämpfen führte; die einzig Tiefgläubigen aber, denen das Christentum wahre Religion geworden war, wurden Ketzer genannt, weil sie in der arianischen „Irrlehre" heranwuchsen, in der sie die neue Religion empfangen hatten. Nicht mit der Spitzfindigkeit philosophischer Wortkämpfer; in der Überzeugung von der Richtigkeit ihres Bekenntnisses hielten die arianischen Germanen an ihrem Glauben fest; sie konnten gegen sich selbst wie gegen andere nicht anders als treu sein. Und gegen solche Völker wagte man die Spätrömer auszuspielen, für die Religion ein lächerlicher Begriff geworden war.

Salvian hat nichts anderes als die Kulturgeschichte jener Zeit der Weltwende aufgezeichnet. Sein Zeugnis aber, das für ihn kein frohes Bekenntnis war, sondern Wahrheit, die er vielleicht zähneknirschend aussprach, ist uns Inschrift auf dem Denkmal, das sich die Germanen am Mittelmeer gesetzt haben:

„Es gibt keine Tugend, in welcher wir Römer die Wandalen übertreffen. Wir verachten sie als Ketzer, und doch übertreffen sie uns an Gottesfurcht. Gott führt sie über uns, um die unzüchtigsten Völker durch die sittenreinsten zu züchtigen . . . wo Goten herrschen, ist niemand unzüchtig, außer den Römern, wo Wandalen herrschen, sind selbst die Römer keusch geworden . . . schämt euch, römische Völker, schämt euch eures Lebens! Beinahe keine Stadt frei von Dirnenwinkeln, keine frei von Unlauterkeit außer jenen, wo die Barbaren sich niederließen."

WOHER STAMMEN DIE RUNEN?

von Karl Theodor Weigel

Wenige Fragen beschäftigen die Menschen, die sich um die völkischen Dinge heute kümmern, in solchem Maße wie die: Woher stammen die Runen? Und es muß vorweg gesagt werden, daß es eine völlig erschöpfende Antwort hierauf heute noch nicht gibt, wahrscheinlich auch nie geben wird, denn der Ursprung der seltsamen Runenzeichen wird dort liegen, wo der Anfang unserer Rasse überhaupt liegt. In so fernen Zeiten müssen wir ihn suchen und endlich einmal Schluß machen mit der Phrase, die wir heute noch selbst von „berufenen" Leuten zu hören bekommen, daß nämlich die Runen entweder vom Schwarzen Meer her sich nach dem Norden verbreitet haben oder aber aus dem Alpenlande hergekommen sind, abgeleitet von der etruskischen Schrift. Und es bleibt ihr Ursprung das, was ihr Name bedeutet: geheimnisvolles Raunen! Urewiges Geheimnis aber, das von früher Kulturhöhe unseres Volkes, unserer Rasse kündet.

Zumeist hören wir, die Runen seien ent-

wickelt aus der Schrift der Phönizier. Es ist unverständlich, wie eine solche Fabel sich solange halten konnte, die in jeder Beziehung bei näherer Betrachtung in sich zusammenbricht. Es lehnt schon der Römer Tacitus die Auffassung ab, daß die Runen durch diesen semitischen Mittelmeerstamm erfunden sein können, und die Tatsache, daß dieses frühe Handelsvolk, das nacheinander Bilderschriften, Keilschriften, griechische und andere Schriften benutzt hat — wie es gerade seine ausgedehnten Handelsbeziehungen erforderten —, eine ausgesprochene Konsonantenschrift hatte mit 22 Buchstaben, beweist schon einen grundlegenden Unterschied. Diese völlig fremde Schrift gehört zur Gruppe der semitischen Schriften, deren Selbständigkeit sicher belegt ist. Ihre Anfangsbuchstaben Aleph — griechisch Alpha — und Beth gaben den Alphabeten den Namen. Die Schrift des Nordens weist aber eine vollkommen andere Buchstabenfolge auf, sie beginnt mit F, nach den sechs Buchstaben des ersten Teiles der Runenreihe nennen wir sie F u t h a r k. Daß einzelne Buchstaben des phönizischen Alphabetes solchen aus dem Futhark ähneln, beweist höchstens, daß dieses Handelsvolk auch mit germanischen Völkern Beziehungen hatte und auch aus deren Futhark einzelne Buchstaben sich aneignete.

Tacitus ist in so vielen Dingen ein objektiver Beurteiler, und je näher sie seiner Heimat lagen, um so sicherer war sein Urteil. Wir haben also Grund, ihm zu glauben, zumal die Forschung in einigen mutigen Bahnbrechern schon Vorkämpfer des Gedankens gefunden hat, daß tatsächlich weit ältere Runeninschriften sich gefunden haben, als man bislang zugeben mochte. Der Forscher Evans weist z. B. darauf hin, daß die arischen Ägäer und Mykener bereits eine eigenartige Buchstabenschrift besaßen, die mit keiner anderen Schrift des Mittelmeerkreises sich vergleichen ließ, und es ist möglich, daß von dieser einzelne Buchstaben ins Alphabet der Phönizier übergingen.

Im zweiten Jahrhundert nach der Zeitwende (nach Christi Geburt) sollen sich die Runen gebildet haben und zwar am Schwarzen Meere, und von dort sollen sie sich über Deutschland bis nach Skandinavien ausgebreitet haben. Daß dies in Wirklichkeit unmöglich ist, kann schon dadurch gezeigt werden, daß zu dieser Zeit bereits über das ganze Gebiet hinweg Inschriften nachzuweisen sind. Und es wäre unmöglich, wenn man eine so schnelle Ausstrahlung über ein so weitläufiges Gebiet hinweg annehmen wollte. Etwas viel Wichtigeres aber spricht noch gegen diese Annahme. Man kann nämlich durch die Runeninschriften selber beweisen, daß sie ihren Weg nicht vom Süden nach dem Norden, sondern umgekehrt, vom Norden nach dem Süden, genommen haben. Besonders auch in sprachlicher Beziehung läßt sich dieser Weg einigermaßen klar datieren. Und zuletzt sind noch zwei besondere Funde, die eigentlich die ganze Welt aufhorchen lassen müßten, von besonderer Bedeutung. Es fand nämlich Evans am Sinai Runeninschriften, deren Alter er auf 1500 vor der Zeitwende ansetzte, und letzten Endes lieferte der Berliner Germanist Prof. Neckel einen Beitrag zu dieser Frage, der eine noch weitere Zurücksetzung dieses Datums ermöglichte. Es fanden sich nämlich in sehr frühen Schichten Ägyptens Tonscherben mit runenähnlichen Schriftzügen, die in Form und offenbarer Stilverwandtschaft zeigen, daß sie von Indogermanen herrühren müssen und wahrscheinlich frühe Völkerzüge aus dem Norden darstellen. Besonders wichtig ist, daß die ägyptischen Quellen selber von Gästen aus dem Norden berichten, die mit dem Schwerte in der Hand das Nilland aufgesucht haben. Und diese Funde berechtigen uns, das Alter der Inschriften auf 3000 vor Zeitwende anzusetzen. Rund 5000 Jahre lassen sich also diese Schriftzeichen nachweisen.

Die Frage der Herkunft der Runen hat schon vor einem Menschenalter ein deutscher Gelehrter in das rechte Licht gerückt. Der Heidelberger L u d w i g W i l s e r erkannte klar, daß die Runen der vielleicht wichtigste Bestandteil der arischen Kultur sind, und er wies bereits darauf hin, daß die Frage ihrer Herkunft eng zusammenhängt mit der nordischen Ursprungsheimat unserer Rasse.

Wenn wir schon Runeninschriften in der frühen Zeit Ägyptens haben, so kommen wir zu dem Schlusse, daß die Runen schon in der jüngeren Steinzeit entstanden sind, und es ist zu hoffen, daß durch gründliche Überarbeitung der vielen vorhandenen Runendenkmäler nach

neuzeitlichen Methoden hier endlich Erkenntnisse folgen, die auch auf diesem Gebiete dem unseligen Glauben des „ex oriente lux“ ein rasches Ende bereiten.

Eine grundlegende Neuanschauung könnte die Ansicht verursachen, daß in den Schriften der Italiker, der Etrusker und in den frühgriechischen Schriften eine unverkennbare Verwandtschaft zu den Runen des Nordens bestehe, die ebenfalls zu einem einheitlichen, schiefwinkligen System gehören — im Gegensatz zu den phönizischen Schriftzeichen, die durchaus runde Formen zeigen. Vielleicht kann man von einem gemeinsamen eckig-schiefwinkligen Schriftstil dieser Völker sprechen, der ihrer rassischen Abkunft nach ohne weiteres einleuchtet.

Es wäre also der Weg für die Forschung frei. Möge es unserer Zeit des Umbruchs vorbehalten sein, hier auch eine gehörige Bresche in die überholten, überalterten Ansichten ganzer Gelehrtengenerationen zu schlagen. Sagt doch schon Wilser, daß es eine „unwissenschaftliche Forschungsweise“ sei, aus rassisch fremden Schriftzügen die Runen abzuleiten, statt zuerst die ältesten Formen, den Grundbestand der einzelnen Schriften, festgelegt zu haben. Da bleibt also immer noch die Lücke offen, durch die immer wieder, selbst in unserer Zeit, Fremdeinbrüche erfolgen.

Ein Vergleich der ältesten Runeninschriften im Norden mit denen im Mittelmeergebiete zeigt einen grundlegenden Unterschied. Während man im Süden wirkliche Inschriften kennt, sind die ältesten Runendenkmäler im Norden nicht als Inschriften im üblichen Sinne anzusehen. Sie haben eher die Form magischer Formeln, ja, es findet sich in besonders alten Beispielen die ganze Runenreihe — das Futhark — in den Stein gegraben. Wir lernen hieraus, daß wohl die Völker des Nordens eine vollwertige Schriftmöglichkeit in ihren Runen besaßen, daß sie diese aber erst benutzten, wenn sie durch den Verkehr mit anderen Völkern, die eine ausgesprochene Schrift besaßen, dazu gezwungen waren. Das zeigt uns das Beispiel der Ägäer und Mykener. Der Norden hat scheinbar erst sehr spät zur Schrift selber gegriffen, und da mag die Zeit stimmen, die uns mit Beharrlichkeit die alte Gelehrtenwelt immer wieder vorsetzt: das 1. oder 2. Jahrhundert nach Zeitwende. Diese ältere Benutzungsart der Runen weist uns aber darauf hin, daß sie ganz besonderen Zwecken gedient haben, man kann geradezu sagen: kultischen Zwecken. Und den Hinweis darauf geben die Mythen, die sich nicht nur bei uns, sondern auch bei den Griechen um die Herkunft der Runen ranken. Wodans Runenlied in den eddischen Schriften zeigt uns, wie sich der Gott selber opferte, um das höchste Wissen, das Runenwissen, zu erwerben, das er dann den Menschen spendet, und bei den verwandten Griechen soll Zeus den Musen die Erfindung der Buchstabenschrift verliehen haben. Auch verschiedene andere nahestehende Kulturen haben ähnliche Ursprungssagen der Schrift, wodurch ihre göttliche Herkunft, also ihre Ableitung aus dem Kultbrauche, erwiesen sein dürfte. Eine griechische Überlieferung aber ist für uns besonders wichtig, die besagt, daß der thrazische Sänger Lions und sein Schüler Orpheus die Schrift „aus dem Norden“ nach Hellas gebracht habe, wo sie „der griechischen Sprache angepaßt“ wurde. Klar weist diese Mythe nach dem Ursprungsland. Leider wurde ihr Sinn bisher noch nicht entsprechend verstanden, obgleich bereits Wilser auf diese wichtige Überlieferung hingewiesen hat.

Das älteste Belegstück für die vollständige Runenreihe findet sich auf einem Grabhügel der jüngeren Steinzeit in Maeshove auf den Orkaden. Einige wenige andere Beispiele sehr frühen Vorkommens der ganzen Runenreihe auf anderen kultischen Anlagen ist nachweisbar. Schrift ist das in diesem Falle nicht gewesen, wohl eine Weihe-Inschrift oder eine Formel ganz besonderer Bedeutung. Aus verschiedenen Kulturen haben wir aber Hinweise und Belege, daß zu kultischen Zwecken die Schriftreihen der Völker verwendet worden sind, und wir haben sogar frühchristliche Gefäße als Grabbeigaben gefunden, auf denen das uns heute geläufige Alphabet vier- bis fünfmal eingegraben war. Es muß also mit dieser Art Verwendung der Schriftreihe eine besondere Sitte verbunden gewesen sein, die auf die ursprüngliche Herkunft der Schriftreihe auch wieder ein besonderes Licht wirft. Zur Lösung dieser Frage müssen wir aber wieder auf eine andere Frage zurückkommen, auf den Ursprung der Runen.

Theorien gibt es viele. Keine aber kann so

recht befriedigen, da sie alle irgendwie nicht lebendig und auch gar nicht volksnahe sind. Und da muß man auf die Ableitung zurückgreifen, die uns Hermann Wirth gegeben hat. Mag er noch so angegriffen sein: einzelne Teile seines Werkes werden wir wahrscheinlich erst in Jahrzehnten als richtig anerkennen.

Wirth geht aus von der Betrachtung der kennzeichnenden Sonnenaufgangs- und Untergangspunkte in nördlicheren Breiten. Aus der Beobachtung am 22. Juni, 22. März (22. September), 22. Dezember, ergibt sich am Horizont eine ausgesprochene Aufteilung, die dem Jahreslaufe der Sonne entspricht, also eine Art Kalender. Eine weitere Beobachtung an anderen Tagen und Jahreszeiten führt, seiner belegten Ansicht nach, zur Zahl 16. Das ist aber die Buchstabenzahl der ältesten nachweisbaren Runenreihe, wie sie auch der Stein von Maeshove aufweist.

Er kann auch für diese Monatszeichen, wie wir sie einmal nach dieser Ableitung nennen wollen, sinnvolle Ableitungen geben. Seine Forschungen und Untersuchungen fußen auf den skandinavischen Kalenderstäben, die noch bis in das vorige Jahrhundert hinein die Runen als Zeitbestimmung bewahrt haben. Es ist sicherlich eine auffällige Tatsache, die sich nur aus der zähen Überlieferungstreue der Bauern erklären läßt, die uns diese sichtlich dem Jahreslaufe entlehnten Sinnbilder über Jahrtausende hinweg überliefert hat, und diese Tatsache wird noch überzeugender, wenn man sieht, daß sogar die ältere Runenreihe sich auf diesen Stabkalendern erhalten hat.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß der senkrecht geteilte Kreis die Bedeutung der Jahresmitte hat, die uns die Mittsommerbäume des Nordens heute noch überliefern, wie auch bei den Kalenderstäben zu ersehen ist. Auch in der angelsächsischen Runenreihe erscheint der Name „sol" (Sonne) und ist dort, ebenso wie in der Reihe von 24 Runen das Mittelzeichen, also das zwölfte, und wird gleichermaßen als senkrecht geteilter Kreis dargestellt.

Wieweit Wirth mit seinen Ansichten im Rechte ist, kann hier nicht eingehend untersucht werden. Aus soundso vielen Einzelzügen ergibt sich aber immer wieder die mögliche Richtigkeit seiner Theorie. So zeigt sich an der gemeingermanischen Runenreihe der Saga- und Völkerwanderungszeit die Einteilung in drei Geschlechter,*) die auch den Überlieferungen des Tacitus entspricht, der von drei Jahreszeiten der Germanen berichtet. Frühling, Sommer

Runen-Stein v. Maeshove

Die kennzeichnenden Sonnenaufgangs- und Untergangspunkte mit den entsprechenden Runenzeichen

Entstehung der Nord-Süd-Richtung ist bestritten.

und Winter sind die drei Gezeiten, neben denen die ältere Zweiteilung noch zu beobachten ist. Diese drei Zeiten wurden mit den Anfangsrunen ᚠ froos oett, ᚼ hagalls oett und ᛉ tyrs oett bezeichnet. Wirth weist darauf hin, daß diese Dreiteilung auch im Runenfuthark nachzuweisen ist, zumal die Runen an der entsprechenden Stelle des aufgeteilten Horizontes zu finden sind. Auch andere Forscher haben übrigens auf diese Zusammenhänge der Runen mit dem Jahreslaufe hingewiesen. Trotzdem ist dieser Gedanke von der Wissenschaft noch nicht aufgegriffen worden.

Im klassischen Altertum haben weise Männer festgestellt, daß drei Völker sich auf Himmelskunde und Zeitrechnung verstünden: Ägypter, Chaldäer und Hyperboräer. Es ist erstaunlich, daß die hochkultivierten Völker des klassischen Altertums, die uns immer als Beispiel hingestellt werden, ein Volk unserer nördlichen Heimat so hoch anerkennen, während unsere eigenen Gelehrten ihnen gar nichts zutrauen möchten und jegliche Stätte von Gestirnsbeobachtung, deren wir zweifellos eine ganze Menge hatten, glatt ablehnen. Man muß nur wissen, daß diese Hyperboräer an der Nordsee saßen, ungefähr in der Gegend von Friesland.

Es bleibt nun noch die Untersuchung, wozu man Runen in unserer Heimat früher, ehe sie zur Schrift wurden, verwendet hat.

Der griechische Schriftsteller Herodot berichtet so von den Alanen und Skythen, daß diese

*) Siehe Schulungsbrief 6/35.

viele Weissager gehabt hätten. Er schreibt, daß sie mittels Bündeln von Ruten geweissagt hätten, indem sie diese auf den Boden legten und in einer Reihe ausbreiteten. Während sie dabei einen Spruch sagten, nahmen sie die Ruten wieder auf und legten sie erneut auf den Boden, um andere Lesarten zu bekommen. Tacitus weiß ähnliches zu berichten. Er nennt die Hölzer, die zum Weissagen benutzt wurden, „Loszeichen". Die Wissenschaft nimmt an, daß diese Loszeichen noch keine Runen gewesen sind, daß aber vielleicht in diese Zweige und Holzstückchen bestimmte Zeichen eingeritzt waren oder daß sie die Form von Runen hatten. Vielleicht hat man tatsächlich Buchenzweige benutzt, woher sich der Name „Buchstabe" ableiten soll. Es ist anzunehmen, daß zu dieser komplizierten Art der Weissagung Leute nötig waren, die man als Träger höheren Wissens ansprechen müßte, bei denen eine Art höhere Kunst des Lebens vorausgesetzt werden muß. Vermutlich aber ging dieses Lesen so vor sich, daß zu jedem Stabe, der aufgenommen wurde, oder auch zu jedem Buchstaben, der in das Holz geritzt war, mehrere Worte gleichen Anlautes zu suchen waren. Es ist zu vermuten, daß hier der Ursprung des Stabreimes liegt. Es hat also jedes Losstäbchen, das eigentlich ein Wortsinnbild ist, das Wort, den Hauptstab, zu einer Langzeile ergeben, zu der der Weissager zwei oder drei gleichlautende Worte als Stolle zu suchen hatte. Es liegt also der Ursprung der Stabreimdichtung gewissermaßen im kultischen Brauche! Und daraus ergibt sich die besondere Bedeutung der Zeichen ebenfalls.

Also: eine Schrift in unserem Sinne kann die Rune hierbei nicht dargestellt haben. Bekannt ist, daß es eine frühe Schriftüberlieferung nicht gegeben hat. Sagen und Heldenlieder wie auch die Gesetze wurden von Mund zu Mund weiterüberliefert, und gerade im Stabreim, dieser eigentümlichen und artgebundenen Form der germanischen Dichtung, liegt das Rätsel dieser Überlieferungsmöglichkeit. Als die Goten um 269 Athen einnahmen, wollten sie dort vorgefundene Bücher verbrennen mit dem Bemerken, das seien die Dinge, mit denen andere Völker ihre Zeit vertrödelten und den Krieg vernachlässigten. Schrift im heutigen Sinne können sie also noch nicht gehabt haben. Es genügte ihnen, die Erinnerungen an große Männer und Zeiten im Liede festzuhalten und in der Merkdichtung. Und zu ihrer Zeit beginnt man erst, großen Toten den Nachruhm auf die Grabsteine zu schreiben.

Daß die Runen auch zur Schicksalsdeutung und zur Weissagung verwendet wurden, ist uns aus verschiedenen Beispielen der Edda überliefert. Heute noch lebt der Brauch des Auslosens mit Hölzern, in die selbst in unserer Zeit noch Zeichen geschnitten werden. Es ist der Rest uralter Schicksalsbestimmung. In der Gegend der Ostsee, so z. B. auf der Insel Hiddensee, hat sich die Sitte erhalten, Landnutzungen, Hergabe von Booten für Zwecke der Gemeinde oder die Übernahme von Arbeiten auf die Art auszulosen, daß jeder Schiffer ein Holzstückchen — Kawel genannt — in eine Mütze wirft, aus der dann die Auslosung erfolgt. In das Holzstückchen ist seine Marke geschnitten, eine jener Hausmarken, bei denen oft genug noch die Abstammung aus uralten Runenzeichen offensichtlich ist.

Da ergibt sich zum Schluß noch die Frage, ob tatsächlich die Runen gänzlich verschwunden sind oder ob sich hier und da einzelne von ihnen noch erhalten haben. Freilich muß man sagen, daß von den verschiedensten Runenfutharken, die sich gleichzeitig in den verschiedensten Gegenden germanischer Besiedlung entwickelt hatten — man kann wohl sechzig Variationen unterscheiden —, keines mehr lebt. Wohl aber sind einzelne Runen heute noch in bestimmter Form erhalten. Wie die Rune nicht nur Schriftzeichen war, sondern zugleich Sinnbild, so ist gerade unter den vielen Sinnbildern, die wir heute noch an Haus und Gerät nachzuweisen vermögen, auch so manche Rune zu finden, die durch die Überlieferungstreue unseres Volkes über die Jahrhunderte hinweg sich erhalten hat. Zumeist kommen sie als Glückszeichen oder als Heilssymbol vor, dann aber auch als Fruchtbarkeitssymbole. Wenn die Vorschriften des Franken Karl darauf hinweisen, daß die Sachsen an ihre Häuser Zeichen einschneiden, die „Dämonen" bannen sollen (die alten Heilszeichen wurden ebenso wie der Götterglaube also dem Teufel zugeschrieben!) und unter schweren Strafandrohungen verlangen, daß diese Zeichen verschwinden sollen, so haben sich diese doch bis an die Schwelle unserer Zeit erhalten und ver-

mögen auch jetzt noch eine deutliche Sprache zu reden. Und wenn wir aufmerksam die Tore deutscher Bauernhäuser betrachten, so können wir dort Dinge finden, die der lebendigste Beweis dafür sind, wie eng mit der Scholle verwachsen der deutsche Bauer ist, wie sehr wahr das Wort von „Blut und Boden" ist. Hier spricht Ahnenerbe zu uns, wie kaum an einer anderen Stätte, und es erwächst für uns die Pflicht, diese Sinnbilder mit den darin enthaltenen Runenzeichen zu retten, zu sammeln, daß ihre Reste nicht gerade jetzt in unserer Zeit völkischen Aufbruchs verlorengehen. Diese kleinen, unscheinbaren Zeichen sind ein rührender Beweis für die Überlieferungstreue unseres Volkes, das diese Dinge über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg weitervererbt und weitergetragen hat. Die Enkel haben sicher nicht mehr gewußt, warum sie diese Dinge an Haus und Gerät anbrachten. Sie haben sie aber benutzt, weil die Alten sie verwendet hatten und weil sie daraus schlossen, daß diese Dinge besonderen Wert hatten. Nur diese Treue hat es ermöglicht, die Zeichen zu bewahren.

Ehe die Runen Schrift und damit gewissermaßen profaniert wurden, waren sie Zeichen der Verbundenheit mit der Schicksalsmacht, mit dem göttlichen Wirken. Sie sind die Folge eines frühen Verstehens des ewigen Lebens in der Natur, des mythischen Stirb und Werde. Damit sind sie für uns eine heilige Überlieferung. Daher weisen wir auch die Versuche zurück, heute mit „Runengymnastik" Gesundbeterei zu machen, wir weisen „Runenturnen" und ähnliches zurück, da für uns in solchem Tun Mißbrauch mit geweihtem Ahnenerbe vorliegt. Unsere Zeit wird sie daher als Vermächtnis achten und dafür sorgen, daß endlich die unsinnigen Deutungen aufhören und auch eine artbewußte Wissenschaft den gewiesenen Weg geht, um nicht ein „Rätsel" zu lösen, sondern um Erkenntnis zu schaffen vom ältesten Vermächtnis germanischen Geistes.

Ältere, germanische Runenreihe (24 Zeichen)

f u th a r k g w : h n i j e p r s : t b e m l ng d o

Jüngere nordische Runenreihe (16 Zeichen)

fe ur thus oß reid kaun : hagal naud is ar sol : tyr bar laf man yr

Angelsächsische Runenreihe

f u th o r k g wen : h n i ger eoh p eohl s : t b e m l ng o d

Wechselformen — n ng

Umlaute — ae aek yr ier ear

Formen auf dem sog. Themsemesser — a k h y o o a u ea

Jungnordische, späteste Reihe

f u th a r k g w : h n i p z s : t b e m l ng o d

Wechselformen, Umlaute — ä u p ö t ä

Seltenere Formen der nordischen Reihe — stan gar

Als Sinnbilder oder Schlüsselrunen heute noch geläufig:

oder — odal = Erbhof, „Blut und Boden"

sig = Siegrune, Blitz, der den Feind treffen soll (Zeichen der SS)

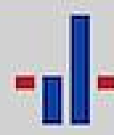
tyr = Rune höheren Wissens u. wehrhafter Gesinnung (Zeichen der Reichsführerschule der SA u. SS)

oder — ing = Sinnbild der Fruchtbarkeit (viel auf alten Hochzeitsgaben)
oder

man = Rune bewußten und aufrechten Lebens

hagal = Heil- und Schutzzeichen

ur = Glücks- u. Lebenszeichen (daher heute: Hufeisen)



Deutscher – merk' dir das!

Die jüdischen Gemeindewahlen in Spandau hatten ein recht eigenartiges Ergebnis: Wahlbeteiligung 90 v. H., davon nur ein Drittel Zionisten, aber zwei Drittel Liberale. Während die Zionisten für ihre Parole „Auswanderung nach Palästina" warben, führten die Liberalen den Kampf unter der Parole „Bessere Lebensbedingungen für den Juden in Deutschland". Wie schön muß es aber dennoch bei uns sein trotz der „furchtbaren Judenverfolgungen", daß die überwiegende Mehrheit der Juden der liberalen Liste ihre Stimme gegeben hat.

Wie sich die Juden gerade in Berlin wohlfühlen, geht daraus hervor, daß im ersten Halbjahr 1935 nicht weniger als 20 000 Juden nach der Reichshauptstadt zugezogen sind. Demgegenüber fällt eine gleichzeitige Abwanderung von 2000 Juden aus Deutschland, von denen vielleicht die Mehrzahl aus Berlin stammt, nicht ins Gewicht.



Das Standesamt in Pforzheim hat einen Antrag auf Eheschließung eines wehrpflichtigen arischen Kaufmanns mit einem jüdischen Mädchen mit dem Hinweis auf die Bestimmungen des Wehrmachtgesetzes abgelehnt. Bekanntlich kommt in diesem Gesetz zum Ausdruck, daß arischen Angehörigen der Wehrmacht und des Beurlaubtenstandes das Eingehen der Ehe mit Nichtarierinnen verboten ist. Als Angehörige der Wehrmacht, so sagte das Standesamt, sind aber nicht nur Soldaten, die aktiv dienen, sondern auch Angehörige des Beurlaubtenstandes und der Ersatzreserve anzusehen. Im Kreise Wetzlar wollte ein Arier eine Jüdin heiraten. Auch hier hat der Standesbeamte das Aufgebot abgelehnt, weil er zu dieser Eheschließung als Nationalsozialist keine Amtshilfe leisten könne. Eine Beschwerde hat das Amtsgericht Wetzlar mit der Begründung zurückgewiesen, daß die rassischen Grundlagen nationalsozialistischer Weltanschauung zugleich die Grundlagen für den Neuaufbau des Reiches geworden sind. Der Einwand, daß trotzdem solche Mischehen bisher gesetzlich noch nicht verboten seien, wurde als typisch jüdisch-liberalistisch zurückgewiesen. Ein ähnliches Urteil liegt vom Amtsgericht in Bad Sülze (Mecklbg.) vor. Auch das Solinger Amtsgericht hat einer deutschblütigen Witwe, die einen Juden heiraten wollte, das erforderliche Heiratszeugnis verweigert. Zur „Erklärung" hat die Frau darauf hingewiesen, ihr zukünftiger Mann wolle zur katholischen Kirche übertreten, und die Schließung einer solchen Ehe sei, wie ihr der Pfarrer gesagt habe, „gar nicht so schlimm!" Nur in Berlin scheint es noch Standesbeamte zu geben, die glauben, die rassische Erneuerung unseres Volkes schon wieder sabotieren zu können. Im Standesamt 11 wurde eine Mischehe zwischen dem Juden Cohn aus Stralsund und einer artvergessenen Deutschen vollzogen. Als man von nationalsozialistischer Seite darauf aufmerksam machte, daß die deutschstämmige Frau sich durch ihre Heirat aus der Gemeinschaft des deutschen Volkes ausschließe, erklärte der Standesbeamte ganz entrüstet: „Das wäre ja noch schöner! Bis jetzt sind entsprechende Gesetze, die Mischehen verbieten, noch nicht erlassen!"

In Breslau hat vor kurzem die Gestapo die Inhaftierung von sechs männlichen Juden und sechs sogenannten deutschen Frauen wegen Rassenschande in Verbindung mit unmittelbarer Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung verfügt. Ebenso sind in Sachsen seit Ende 1934 auf Anordnung des sächsischen Innenministeriums vierzehn Frauen und ein Mann wegen rassenschänderischer Beziehungen mit Juden in Schutzhaft genommen. Eine der in Breslau angeprangerten Frauen hatte Klage gegen den in der Öffentlichkeit geführten Kampf gegen die Rassenschande erhoben. Auch hier hat das Gericht die Klage abgewiesen und erklärt, es sei das selbstverständliche Recht jedes deutschen Menschen, für den Nationalsozialismus, der als eines der wesentlichsten Grundelemente gerade den Kampf um die Rassereinheit des deutschen Volkes in sein Programm einbezogen hat, in jeder Form zu führen.

Aus der Geschichte der Bewegung

Alfred Rosenberg:

Erinnerungen an den 9. November 1923

II.

Auf den Straßen Münchens zogen singende Menschen herum, unsere S.A. wurde von ihnen bejubelt, und alles hatte den Anschein, als ob trotz einsetzender dunkler Machenschaften hier eine Volkserhebung vor sich ging. Der frühe Morgen brachte allerdings schon die genaue Kenntnis, daß die bayerische Regierung mit Hilfe der umgeschwenkten Herren Truppen aus der Provinz auf München konzentrierte, um die Reaktion gegen das erwachende Volk einzusetzen.

Im „Völkischen Beobachter" trafen ebenfalls allerhand Meldungen nach dieser Richtung ein, und um die Morgenstunden, als die Rotationsmaschinen die ersten Ausgaben der deutschen Revolution druckten, sah die politische Lage mehr als trübe aus. Die abgefaßte Proklamation der neuen Regierung verkündete zwar an allen Straßenecken, daß die neue Regierung mit den neuen Herren zusammengetreten sei, aber es fiel allen Lesern auf, daß nichts davon stand, sie hätten diese Proklamation unterzeichnet. In den frühen Morgenstunden klebten bereits fleißige Hände der bayerischen Regierung das berühmte Blatt gegen den „Preußen Ludendorff" an die Säulen, und so prangten dann am Vormittag die feindlichen Ankündigungen nebeneinander auf den Münchener Anschlagstafeln.

Die Spannung war bei allen ins Unerträgliche gestiegen. Ich war mehrere Stunden vom „Bürgerbräu" weggeblieben, um in der Redaktion das Weitere für den Mittag anzuordnen, und fuhr erst um 11 Uhr im Auto wieder dorthin, zusammen mit Dietrich Eckart und unserem Druckereibesitzer Müller. Als wir durch die Ludwigstraße fuhren, störte uns zwar niemand, aber in diesem Augenblick stellte sich bereits ein riesiges, gelb-grau-grünes Ungetüm im Zentrum der fünf Straßenkreuzungen auf dem Odeonsplatz auf: ein Panzerautomobil! Aus den verschiedenen Straßen schwärmten dann auch schon graue Gestalten mit automatischen Gewehren in der Hand heraus, so daß wir wußten, was die Uhr geschlagen hatte: eine Zernierung der ganzen Innenstadt, die offenbar mit einer gleichen Aktion mit Umzingelung des „Bürgerbräu" und der ganzen Vorstädte verbunden war.

Als wir vor dem „Bürgerbräu" vorfuhren, stand bereits der ganze Zug für den Marsch in die Stadt bereit, Adolf Hitler, bleich und ernst, neben ihm Dr. von Scheubner-Richter. Ihn begrüßte ich mit Handschlag, und er sagte mir: „Die Dinge stehen dreckig!" Das war sein letztes Wort. Eine dreiviertel Stunde später hatte ihn eine deutsche Kugel zu Tode getroffen.

Beim Abmarschieren des Zuges sagte mir Müller: „Herr Rosenberg, gehen Sie doch nicht mit, das ist doch reiner Selbstmord." In dieser Stunde fragte man sich aber nicht mehr, ob Selbstmord oder nicht. Ich stellte mich in die zweite Reihe, und wir marschierten ab. In der Mitte der ersten Reihe ging der Führer neben Ludendorff, Göring, Graf, Streicher, auf der anderen Seite bemerkte ich Albrecht von Gräfe, Feder und Kriebel. Rechts von mir marschierte Arno Schickedanz und links von mir Pg. Körner, der damalige 2. Vorsitzende der N.S.D.A.P. Der Zug wurde vom Volke, das noch nicht richtig begriffen hatte, wie die Dinge überhaupt lagen, begeistert begrüßt. Vom Rathaus auf dem Marienplatz hing eine Hakenkreuzfahne her-

unter, und ein dichter Strom der Münchener Bevölkerung begleitete uns durch die Weinstraße, dann in die Perusastraße, und plötzlich bogen wir ab in die Residenzstraße. Hinter uns wurden Vaterlandslieder gesungen, rechts und links von uns trugen zwei Fahnenträger die Fahnen. Etwa 200 Schritte vor der feindlichen Schützenkette zerbrach plötzlich der Fahnenschaft des rechten Fahnenträgers. Außer mir wußte wohl kaum jemand, wie die Dinge in der Residenzstraße lagen. Es wußte wohl kaum jemand etwas von dem großen Panzerauto auf dem Odeonsplatz und von den dortigen Schützenketten mit den Maschinenpistolen. Es war aber klar, was da kommen würde. Die gesamte Führerschaft der N.S.D.A.P. und ihre treuen Freunde marschierten nahezu waffenlos an der Spitze, und erst in einiger Entfernung kamen einige Truppen der S.A. mit geschultertem Gewehr, zu einem Straßenkampf ungerüstet, der ja auch angesichts der voranmarschierenden Führerschaft ausgeschlossen erschien. Es war ein psychologisches Spiel, das General Ludendorff sich so dachte: deutsche Soldaten werden auf den General und die Führer der deutschen Freiheitsbewegung nicht schießen. Um den grauen Schützen der bayerischen Regierung die Tatsache, daß L u d e n d o r f f an der Spitze ging, klarzumachen, marschierte Julius Streicher etwa dreißig Schritte vor der Front und rief der Landespolizei zu: „Ludendorff marschiert mit uns, nicht schießen!" Möglich, daß diese Worte eine gewisse Verzögerung der Vorfälle zur Folge hatten, jedenfalls ging in schnellem Marschschritt General Ludendorff zwischen den Schützen hindurch, und das Feuer wurde auf ganz kurze Entfernung eröffnet. Es entstand bei der Menschenmenge natürlich ein heftiges Durcheinander, und wir alle wurden davon mit zu Boden gerissen, gleichfalls Adolf Hitler, der bei diesem Sturz sich seinen Arm schwer verrenkte. Was sich nun abspielte, dauerte zwar nicht lange, diese wenigen Minuten aber entschieden die Geschichte der deutschen Revolution, denkwürdige Augenblicke, denn n a ch ihnen war das Gesetz der Bewegung ein anderes geworden, die kommende Arbeit mußte unter ganz neuen Gesichtspunkten beginnen.

Die Landespolizei schoß in die vordere Front nicht nur von vorn; auch von der hohen Schmalseite der Feldherrnhalle rasselten die Maschinenpistolen und schlugen klatschend auf den Asphalt, oder die Kugeln gruben sich ein in die Körper der nationalsozialistischen Führerschaft. Ich kam bei dem Tumult auf einen Kameraden zu liegen, von dem ich heute noch nicht weiß, wer es gewesen ist. Jedenfalls war ich dadurch eine merkliche Erhöhung im ganzen Getriebe geworden und konnte das Geschehen genau beobachten. Auf der rechten Seite unseres Zuges lag Hermann Göring, offenbar verwundet, und rollte sich, Deckung suchend, hinter den bayerischen Löwen an der Residenzapotheke. Es schienen schon einige tot zu liegen, doch konnte ich das nicht überall feststellen. Hinter mir hatte sich ein Schütze von uns hingelegt und schoß heftig in die Schützenkette der bayerischen Polizei hinein. Nach jedem Schuß duckte er sich hinter mich und hatte mich offenbar als einen guten Kugelfang bewertet. Ich sagte ihm: „So hören Sie doch auf, das ist doch alles zwecklos geworden!", weil ich absolut keine Lust verspürte, daß nach und nach die schießende Polizei auf diesen jetzt noch verdeckten Schützen aufmerksam würde. Kurz darauf sehe ich wie Hitler einen Arm erhebt und zurückruft: „Nicht schießen!" Bald flaute dann auch die Schießerei ab, die Menschen richteten sich auf. Ich ging langsamen Schrittes zurück, da lagen viele Tote. Quer über den Bürgersteig lag ein Kamerad mit abgeschossener Hirnschale, aus der das rauchende Gehirn herausquoll, er atmete noch seine letzten Atemzüge. Wenn ich mich recht erinnere, war das Pg. v o n S t r o m s k y. Auf dem jetzt menschenleeren Max-Joseph-Platz an der Rückfront der Postzentrale sah ich, wie in langsamer Fahrt ein Auto über den Platz gefahren kam, vorn mit unbeweglichem Gesicht Adolf Hitler, auf dem Rücksitz ein kleiner blutender Junge, den offenbar ebenfalls eine Kugel der Regierungstruppen getroffen hatte. Hitler fuhr langsam an den noch Spalier bildenden S.A.-Männern vorüber, die ihn mit einem leisen, aber festen „Heil" begrüßten.

Am Mittag und am Abend dieses Tages aber befand sich München in einem Zustand, wie ihn diese Stadt vorher wohl nie gekannt hatte. Tausende durchzogen die Straßen, sangen vaterländische Lieder, ein einziger Protest gegen die Regierung und die Marxisten schaffte sich Raum,

von den Stufen des Nationaltheaters erscholl eine empörte Rede nach der anderen, die berittene Polizei fand keine Möglichkeit, hier etwas zu tun. Die Menge stellte sich unbewaffnet vor die Gewehre und sagte, sie sollten doch schießen, damit die ganze Schmach ein Ende habe.



Pg. Streicher erzählte mir Jahre darauf eine Episode, die er beobachtet hatte, und die so recht bezeichnend ist für den Geist, der am Nachmittag und Abend des 9. November 1923 in München herrschte. An einer Straßenecke entdeckte Pg. Streicher eine Gruppe Parteigenossen unter Führung des jetzt verstorbenen Pg. Stier. Vor ihnen stand eine Gruppe schwerbewaffneter Polizei, welche Pg. Stier in wütender Weise aufforderte, die Hände hochzuhalten und in dieser Weise sich samt allen Kameraden abtransportieren zu lassen. Stier schrie sie an: „Ihr könnt uns alle totschießen, aber mit erhobenen Händen wie Verbrecher lassen wir uns nicht abführen!" Diese mutige Haltung hatte doch zur Folge, daß unsere Kameraden in ehrenvoller Weise abgeführt wurden.

Viele S.A.-Formationen, die sich in München befanden, wurden an diesem Abend abtransportiert, und die Hallen des Hauptbahnhofes in München waren Zeugen leidenschaftlicher Reden aus der Überzeugung eines tiefen Hasses gegen das, was Deutschland am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle angetan worden war.



Wenn wir rückschauend die blutigen Ereignisse an der Feldherrnhalle prüfen, so werden wir trotz tiefer Trauer über unsere dort gefallenen Kameraden feststellen müssen, daß ihr Opfertod nicht umsonst gewesen ist. Die Tatsache allein, daß im entscheidenden Augenblick die Führerschaft der Bewegung ihr Versprechen, daß sie auch mit Einsatz ihres Lebens für diese Bewegung kämpfen würde, wahrgemacht hatte, hat uns den Respekt unserer Gegner und unserer Anhänger eingetragen. Zwar versuchte die marxistisch-jüdische Presse in den darauffolgenden Jahren immer wieder, die Worte des Führers „Der nächste Tag sieht mich als Sieger oder tot" in hämischer Weise auszulegen. Aber diese heute feige davongelaufenen Herrschaften hatten vergessen, daß Adolf Hitler ja den Gewehren der Reaktion mit all seinen Führern ausgeliefert worden war, und daß es nicht am Willen der alten Befehlshaber gefehlt hatte, der gesamten Führerschaft der N.S.D.A.P. den Tod zu geben. 16 Kameraden starben dort, viele andere mußten monatelang zwischen Tod und Leben in den Krankenhäusern verbringen, alle anderen Führer wurden polizeilich gesucht, die Fortführung der Partei mit den schwersten Zuchthausstrafen bedroht, und nur mit größter Energie konnten die Getreuen nach und nach wieder zusammengesucht und zuerst unter einem anderen Titel notdürftig zusammengeführt werden, um die Voraussetzungen zu schaffen, damit die nationalsozialistische Bewegung nach diesem Interimszustand wieder ins Leben treten konnte. Ich persönlich gestehe, daß ich auch sofort nach dem Zusammenbruch den Glauben an unsere Sache keine Minute aufgegeben hatte, und ich bin der Überzeugung, daß dies auch bei allen anderen trotz begreiflicher Niedergeschlagenheit der Fall gewesen ist. Die nationalsozialistische Revolution, die aus der Stimmung und aus der Notwendigkeit des damaligen Augenblicks mit einem einzigen Sprung sich in die Gewalt des Staates setzen wollte, war in dieser Form mißglückt, sie unterschied sich damit in ihrer späteren Kampfführung durchaus von der faschistischen. Während diese nach geglückter Erhebung vom Staate aus, also von *oben* die noch zurückgebliebene Nation zu erziehen hatte, mußte die Bewegung Adolf Hitlers ganz von unten, ganz von neuem anfangen, sie mußte unsere Gedankenwelt *gegen* den Staat vertreten, sie mußte durch eine Schule strengster Zucht und größter Opfer gehen, aber gerade das, was anfangs von oben erzwungene Notwendigkeit war, stellte sich später im Kampf und im Opfern als eine segensreiche Auslese dar. Es wurde so die Möglichkeit gegeben, charakterfeste und starke Menschen aus allen deutschen Gauen herauszusuchen, in gemeinsamer Arbeit zu unzertrennlichen Kameraden zusammenzuschmieden und jene Einheit der Gedanken auf allen Gebieten herzustellen in der Praxis des Lebens und nicht durch Verfügungen des Staates. Der 9. November 1923 gebar den 30. Januar 1933, und wenn wir dieses Tages gedenken, so gedenken

wir jener Männer, die ihr Leben ließen für die deutsche Erhebung.

Als Adolf Hitler Reichskanzler geworden war, und wir ihn dazu beglückwünschten, da flog er gleich darauf nach München. Ich hatte die Ehre, ihn zu begleiten. Es war ein wunderschöner Flug. Als wir über Landshut und den anderen bayerischen Städten flogen, da hat er wohl ernst an diesen 9. November 1923 gedacht, der nun gerächt war. Am nächsten Morgen legte dann Adolf Hitler auf den Stufen zur Feldherrnhalle einen riesigen Kranz nieder mit der Aufschrift: Und ihr habt doch gesiegt!

Von der großen Fahnenstange, 20 Schritte von der Stelle, wo einst die Nationalsozialisten im Blute gelegen hatten, flattert jetzt das Hakenkreuzbanner. Tag und Nacht hält S.A. und S.S. treue Wacht über den großen Kranz bis zu jenem Tage, da an der Schmalseite der Feldherrnhalle ein Denkmal erstehen wird zum Gedenken jener, die sich für Deutschlands Freiheit am 9. November 1923 zum Opfer gaben.

Fragekasten

Berichtigung P. K., Weimar

Die in Folge 6 erteilte Auskunft erfährt dahingehend eine erfreuliche Richtigstellung, daß die N.S.V. zum Unterschied vom W.H.W. weder Juden, Bastarde, mit Juden verheiratet Gewesene und deren Kinder, noch erbbiologisch Minderwertige betreut. Nichtarier erfahren also lediglich eine Unterstützung durch das Winterhilfswerk.

L. W., Schöneberg.

Die vor kurzem von der Reichsregierung erlassene Änderung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ändert nichts an den Grundsätzen dieses Gesetzes, die sich bisher durchaus bewährt haben, sondern bringt lediglich eine Ergänzung in einigen Punkten. Nach der geänderten Fassung des § 14 des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses darf eine Schwangerschaft nur unterbrochen werden, wenn sie zur Abwendung einer ernsten Gefahr für das Leben oder die Gesundheit der Schwangeren erforderlich ist und wenn sie mit Einwilligung der Schwangeren vorgenommen wird. Eine Ausnahme ist nach § 10 a hiervon nur zulässig, wenn die Schwangerschaftsunterbrechung auf den Antrag einer Schwangeren ausgeführt wird, bei der ein rechtskräftiger Beschluß auf Unfruchtbarmachung vorliegt. Ein solcher Eingriff darf aber nur vorgenommen werden, wenn die Frucht noch nicht lebensfähig ist und die Schwangere ihr Einverständnis erklärt hat — er ist zu unterlassen, wenn die Unterbrechung der Schwangerschaft eine ernste Gefahr für das Leben oder die Gesundheit der Frau mit sich bringen würde. Fälle, in denen ein erbkranker Vater Erzeuger des Kindes, die Mutter aber erbgesund ist, fallen nicht unter dieses Gesetz.

N.S.D.A.P., Wurzbach (Thür.).

Die Gliederungen der NSDAP. sind:

SA., SS., NSKK., die Politische Organisation, die sich zusammensetzt aus reinen Fachämtern und solchen, die Menschen betreuen, d. h. Ämter, die in Personalunion mit den großen, von der Partei betreuten Organisationen verwaltet werden.

Diese Ämter sind:

NSBO. mit ihrer betreuten Organisation Deutsche Arbeitsfront. In dieser betreut sie insbesondere die Betriebsgemeinschaften 1—16,

NS.-Hago mit der Deutschen Arbeitsfront, Betriebsgemeinschaft 17—18,

das Amt für Volkswohlfahrt mit der NSV.,
das Amt für Volksgesundheit mit dem NSD.-Ärztebund,
das Rechtsamt mit dem NS.-Juristenbund,
das Amt für Beamte mit dem Reichsbund der Deutschen Beamten,
das Amt für Erzieher mit dem NS.-Lehrerbund,
das Amt für Kriegsopfer mit der NS.-Kriegsopferversorgung,
das Amt für Technik mit dem NS.-Bund Deutscher Technik und RTA.,
das Amt NS.-Frauenschaft mit dem Deutschen Frauenwerk,
der NS.-Studentenbund.

Als reine Parteiämter sind zu nennen:

Das Organisationsamt mit Amt Ausbildungswesen und Amt für Statistik, das Personalamt, das Reichsschulungsamt, das Amt für Kommunalpolitik, das Amt für Agrarpolitik, das Amt für ständischen Aufbau, die Finanzverwaltung, die Propagandaleitung, die Pressestelle, der Wirtschaftsberater, während das Parteigericht außerhalb dieser, dem Hoheitsträger unterstellten Ämter unabhängig seine Funktionen erfüllt.

Bei der Gauleitung und Reichsleitung gibt es außerdem noch die Inspektionen und bei der Reichsleitung selbst noch folgende Fachämter:

das Amt für weltanschauliche Überwachung,
das Außenpolitische Amt,
das Verwaltungsamt für die Presse,
und eine Reihe von Fachbeauftragten im Stab des Stellvertreters des Führers.

J. Th., Prinzenmoor.

1. Politische Leiter sind sowohl der Ortsgruppen- als auch der Zellenleiter. Der Ortsgruppenleiter ist dem Zellenleiter übergeordnet.
2. Der Zellenleiter gehört nicht zum Stabe des Ortsgruppenleiters.
3. Eine eigene Kasse hat die Zelle nicht. Die einkassierten Beträge müssen der Ortsgruppenkasse zugeführt werden.
4. Der Ortsgruppenleiter bestimmt, wo die Ortsgruppen-Versammlungen stattzufinden haben. Wenn sich eine Zelle allein in einer abgelegenen Ortschaft befindet, so kann der Zellenleiter mit Genehmigung des Ortsgruppenleiters von sich aus Zellenabende veranstalten.

Das deutsche Buch

Rudolf Stampfuß:

Gustaf Kossinna, ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte.

Curt Kabitzsch Verlag, Leipzig 1935. 0,90 RM.

Die Neuwertung der deutschen Vorgeschichte, die der Nationalsozialismus mit sich brachte, hat dazu geführt, daß auch der früher von der Schulwissenschaft aufs stärkste bekämpften Anschauung Gustaf Kossinnas endlich die volle Würdigung und Anerkennung dargebracht wird. Seine richtungweisenden Werke, in denen er die Ehre unserer nordisch-germanischen Vorfahren gegenüber einem undeutschen Romanismus verteidigt, bilden die Grundlagen unseres heutigen Wissens über die arteigene Vergangenheit unseres Volkes und sind eine scharfe Waffe im Weltanschauungskampf der Gegenwart.

Das Werk jedes führenden Mannes wird aber erst aus seiner Persönlichkeit ganz verständlich. Tausende deutscher Volksgenossen haben aus Kossinnas Büchern ein neues geschichtliches Weltbild und tiefste Begeisterung für die deutsche Vorzeit gewonnen und wünschen, aus dem Leben dieses unermüdlichen Vorkämpfers der völkischen Wissenschaft die Einzelheiten kennenzulernen, die bisher meist nur einem engeren Kreis von Mitarbeitern bekannt waren. Die von Rudolf Stampfuß, einem der letzten Schüler des 1931 verstorbenen Altmeisters, verfaßte Biographie führt uns in höchst anschaulicher Weise das Lebensbild dieses außergewöhnlichen Mannes vor Augen. Wir ersehen den ganzen aufopfernden Lebenskampf des Forschers, der über 20 Jahre einen unbefriedigenden Brotberuf als Bibliothekar ausüben mußte, bis es ihm gelang, eine Professur für deutsche Archäologie zu erhalten. Wir erleben, wie Kossinna die Fesseln überlebter Anschauungen abstreift und mit den von ihm geschaffenen neuen Forschungsmethoden umstürzende Erkenntnisse über die Ausbreitung der indogermanischen und germanischen Völker erschließt und wie er mit der Gründung und Leitung der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte, des heutigen Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, mit der Herausgabe der Zeitschrift „Mannus" und der Mannusbücherei der durch ihn zur Selbständigkeit geführten Vorgeschichtswissenschaft den organisatorischen Unterbau erkämpft und sichert.

Das mit vier Bildtafeln gut ausgestattete Buch wird allen Partei-, Volks-, Schul- und Museumsbüchereien bestens empfohlen.

Wir wünschen es in die Hand jedes Freundes der deutschen Vorgeschichte, zumal, da sein niedriger Preis jedem die Anschaffung ermöglicht.

Josefa Beren-Totenohl:

Der Femhof

Verlag Eugen Diederichs, Jena, 1934. 285 S., 3,80 RM., Lw. 5,40 RM.

Das ist eine Geschichte von willensstarken, unbeugsamen Menschen, eine Geschichte von Schuld und Sühne. Aber im Mittelpunkt und noch über den Menschen steht der Hof und die Auffassung von echtem Bauerntum: „Der Bauer ist der Knecht Gottes, dem der Schöpfer sein Werk zu Lehen gab", und „jeder schlechte Bauer ist ein Verräter". Dieses Denken vom Bauern besitzt Wulf, der freie Bauer vom Wulfhof, und ein solches Denken macht hart und herrisch, und es möchte uns wohl ein Grauen erfassen vor den Folgerungen solcher Gedanken, wenn sie starr und ohne Gefühl über den nächsten Menschen Macht bekommen wollen. Aber über Magdalene, der Wulfstochter — aus gleichem Holz geschnitzt wie der Vater —, steht reifes Frauentum und tiefe Liebe. Sie kann den Weg der zu Unrecht gerufenen Feme nicht mehr aufhalten, aber sie kann dem, der durch die Rettung ihres Lebens seine Schuld gesühnt, für eine kurze Zeit Licht und Liebe bringen.

Das Buch ist erfüllt von ungeheurer Kraft und Spannung. Die Verfasserin hat es verstanden, Menschenschicksale vor uns hinzustellen, die uns erfassen und noch lange mit uns gehen.

Paul Beintker und H. W. Scheidt:

„Nachwuchs"

Allerlei Scherz und Humor aus dem Arbeitsdienst.

Alfred Metzner, Berlin, 1934. 2,50 RM.

Über den Arbeitsdienst wird vieles von berufener und unberufener Feder geschrieben. Eine Seite des Arbeitsdienstes und Lagerlebens kommt aber ganz selten zu ihrem Recht: Die Fröhlichkeit und der Humor. Wir wollen ja von unsern jungen Arbeitsdienstlern nicht nur Disziplin, Unterordnung und ernste Pflichterfüllung — alles Selbstverständlichkeiten für eine straffe nationalsozialistische Organisation —, sondern wir wollen auch bewußte Lebensfreude und Frohsinn, also keine Kopfhänger, sondern frische, lachende Gesichter. Hundert lustige Vorkommnisse in der engen Gemeinschaft des Lagerlebens geben täglich Stoff für Wort und Bild.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Germanischer Geist am Mittelmeer"

Alfred Maderno:

„Germanisches Kulturerbe am Mittelmeer"

Keil-Verlag, Berlin, 1934. Preis 4,— RM.

Alfred Maderno:

„Königinnen"

Keil-Verlag, Berlin, 1935. Preis 5,50 RM.

Albrecht Haupt:

„Die Baukunst der Germanen"

Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, 1935. Preis 12,— RM.

„Woher stammen die Runen?"

Karl Th. Weigel:

„Runen und Sinnbilder"

Verlag Alfred Metzner, Berlin, 1935. Preis 3,30 RM.

„Erinnerungen an den 9. November 1923". II. Teil

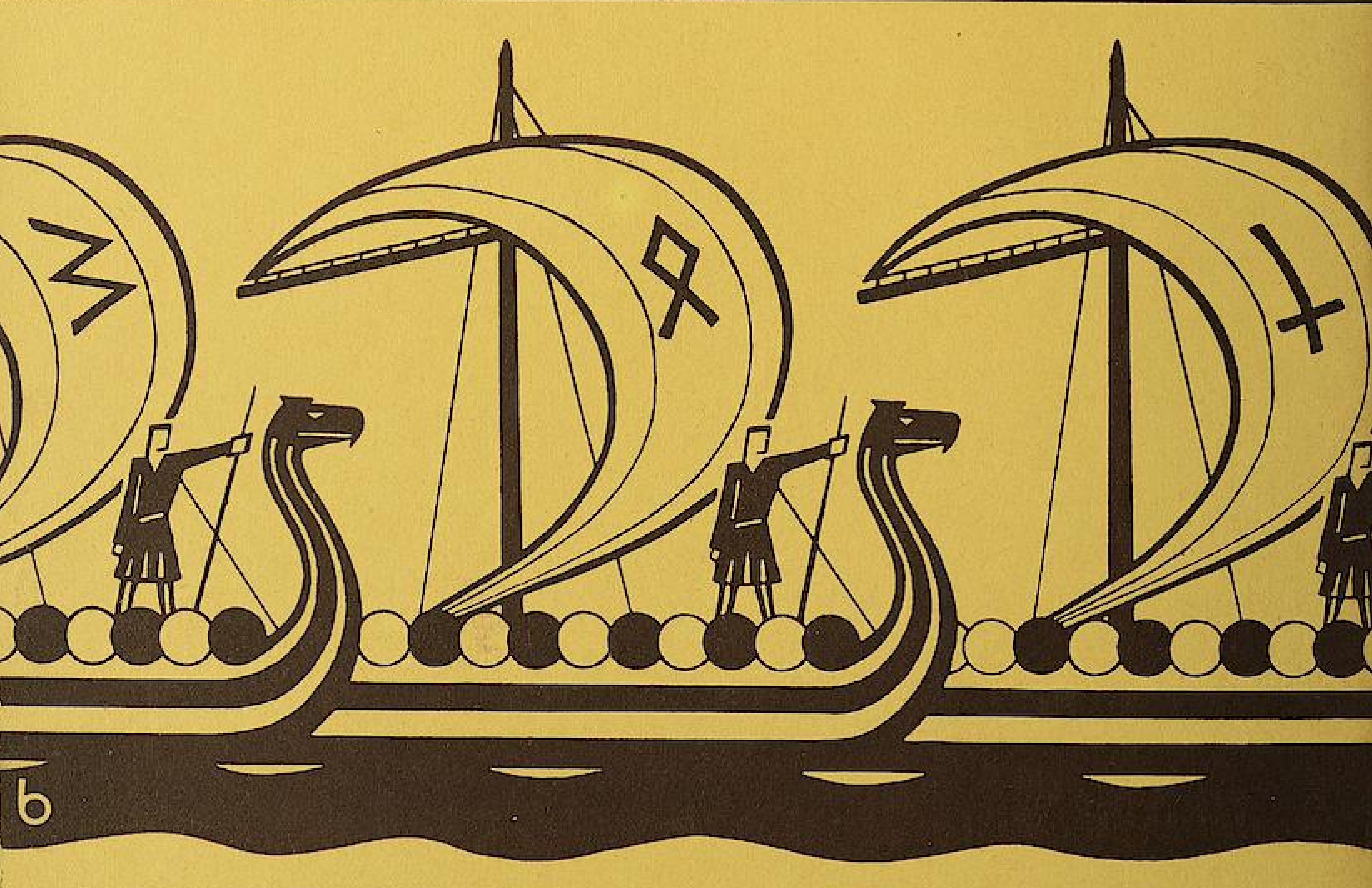
Alfred Rosenberg:

„Blut und Ehre"

Eher-Verlag, München, 1934. Preis 4,50 RM.

Auflage der August-Folge 1125000.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Jeserich Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 Flora 0019. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin SW 68.



Umschlagzeichnung von Robert Bernhardt

der freie Bauer vom Wulfhof, und ein solches Denken macht hart und herrisch, und es möchte uns wohl ein Grauen erfassen vor den Folgerungen solcher Gedanken, wenn sie starr und ohne Gefühl über den nächsten Menschen Macht bekommen wollen. Aber über Magdalene, der Wulfstochter – aus gleichem Holz geschnitzt wie der Vater –, steht reifes Frauentum und tiefe Liebe. Sie kann den Weg der zu Unrecht gerufenen Feme nicht mehr aufhalten, aber sie kann dem, der durch die Rettung ihres Lebens seine Schuld gesühnt, für eine kurze Zeit Licht und Liebe bringen.

Das Buch ist erfüllt von ungeheurer Kraft und Spannung. Die Verfasserin hat es verstanden, Menschenschicksale vor uns hinzustellen, die uns erfassen und noch lange mit uns gehen.

Paul Beintker und H. W. Scheidt:

„Nachwuchs"

Allerlei Scherz und Humor aus dem Arbeitsdienst.

Alfred Metzner, Berlin, 1934. 2,50 RM.

Über den Arbeitsdienst wird vieles von berufener und unberufener Feder geschrieben. Eine Seite des Arbeitsdienstes und Lagerlebens kommt aber ganz selten zu ihrem Recht: Die Fröhlichkeit und der Humor. Wir wollen ja von unsern jungen Arbeitsdienstlern nicht nur Disziplin, Unterordnung und ernste Pflichterfüllung – alles Selbstverständlichkeiten für eine straffe nationalsozialistische Organisation –, sondern wir wollen auch bewußte Lebensfreude und Frohsinn, also keine Kopfhänger, sondern frische, lachende Gesichter. Hundert lustige Vorkommnisse in der engen Gemeinschaft des Lagerlebens geben täglich Stoff für Wort und Bild.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Germanischer Geist am Mittelmeer"

Alfred Maderno:

„Germanisches Kulturerbe am Mittelmeer"

Keil-Verlag, Berlin, 1934. Preis 4,– RM.

Alfred Maderno:

„Königinnen"

Keil-Verlag, Berlin, 1935. Preis 5,50 RM.

Albrecht Haupt:

„Die Baukunst der Germanen"

Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, 1935. Preis 12,– RM.

„Woher stammen die Runen?"

Karl Th. Weigel:

„Runen und Sinnbilder"

Verlag Alfred Metzner, Berlin, 1935. Preis 3,30 RM.

„Erinnerungen an den 9. November 1923". II. Teil

Alfred Rosenberg:

„Blut und Ehre"

Eher-Verlag, München, 1934. Preis 4,50 RM.

...25000.

...migung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Jeserich, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 Flora 0019. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin SW 68.